Biogr.
53

Biogr. 53

Brinken
(Lerhardt)

Biogr. 53.

E

<36616622850016

<36616622850016 S

Bayer. Staatsbibliothek

52

Freimüthige Briefe

über

Doktor Bahrdts

eigne Lebensbeschreibung.

Aude aliquid brevibus Gyaris & carcere dignum,
Si vis esse aliquid!

Juvenal.

Berlin und Leipzig,
1791.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Charakter Bahrdts und seiner Lebensbeschreibung überhaupt.

Werthester Freund,

Ich schicke Ihnen des Hrn. Doktor Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, von ihm selbst geschrieben *), hiebei zurück, und mache mit den Anmerkungen, die Sie von mir darüber verlangen, den Anfang.

Ich bin so wenig, als Sie, Hrn. Dr. Bahrdts Feind. Sie kennen ihn wenigstens von Person, und verleugnen den Eindruck nicht, den sein Aeußeres

*) Erster Theil. Berlin 1790.

auf Sie gemacht hat. Ich hingegen habe ihn zu sehen nie Gelegenheit gehabt. Einer meiner genauesten Freunde, welcher fast jährlich nach Halle, und dort in die besten Gesellschaften kömmt, hat ihn nur von weitem gesehen, und ihn nie zu sprechen bekommen; die mit ihm zusammen gekommen sind, loben ihn mehrentheils, und wenn sie etwas an ihm tadeln, so ist es hauptsächlich Leichtsinn, nicht sowohl sittlicher, als vielmehr gelehrter Leichtsinn, der es ihn als eine Kleinigkeit ansehen läßt, Sätze, die einem *großen Theil des Menschengeschlechts* ehrwürdig sind, und Personen, welche bei den meisten in hoher Achtung stehen, ohne Schonung herunterzusetzen und verächtlich zu machen, ohne vorher diese Sätze und Personen hinreichend gewürdigt, oder über die Folgen, welche deren Herabsetzung haben könnte, genugsam nachgedacht zu haben. Was man ihm moralisch böses nachsagt, davon habe ich die Beweise immer nur schwach, wenigstens für mich nicht überzeugend gefunden.

Ich werde mich also gewiß nie erkühnen, über Hrn. Bahrdts moralischen Charakter irgend etwas herabwürdigendes zu sagen, insofern es nicht aus seiner eignen Lebensbeschreibung und aus seinen übri-

gen mir bekannt gewordnen Schriften deutlich erweisbar ist; und auch da werde ich mich immer geneigt zeigen, ihn mehr für leichtsinnig, als für moralisch böse zu erklären, ob er gleich durch seinen Leichtsinn unendlich viel Böses gestiftet hat, mehr Böses, als durch das von ihm hier und da etwa gestiftete Gute je aufgewogen werden kann. Aber freilich werde ich auch nie mich durch das Geschrei des ziemlich großen Haufens hinreißen lassen, welcher Hrn. Bahrdt wegen einiger seiner Schriften, worinn sehr gute Grundsätze vorkommen, für einen der praktisch moralisch besten Menschen auf der ganzen Gotteswelt erklärt, ohne je in einer nähern Verbindung mit ihm gelebt, ohne je solche Leute, die ihn näher kannten, ernstlich befragt zu haben.

Eben so wenig bin ich geneigt, Hrn. Bahrdt einen Platz unter Deutschlands guten Köpfen abzusprechen; nie aber werde ich denen beistimmen, die ihn für einen der vorzüglichsten und besten Köpfe erklären, die Deutschland oder gar Europa je hervorgebracht hat. Er ist immer ein sehr guter Kopf, und er hat insbesondre als Uebersetzer die vorzügliche Gabe, die Sätze alter Schriftsteller völlig so, wie er sie versteht, richtig im Deutschen darzustel-

len — eine Gabe, die unendlich vielen Uebersetzern von der Natur ganz versagt zu seyn scheint; — er scheint dazu, sogar in größter Eilfertigkeit und Zerstreuung, immer die passendsten Ausdrücke an der Schnur zu haben; er dringt eben so oft ganz in die Denkungs- und Argumentirungsart seines Schriftstellers ein, ohne sich gerade mit der Nachbildung seiner Schreibart zu beschäftigen. Alles dies sind unverkennbare Vorzüge, um die ihn so mancher, der jetzt das Verdammungsurtheil über ihn spricht, beneiden sollte. Wie schwer wird es, sich dabei des Gedankens zu erwehren: wenn dieser Kopf in der Jugend besser gebildet wäre, fleißiger studirt hätte, jetzt mit mehrerer Langsamkeit und Bedachtsamkeit arbeitete, und minder auffallend als beifallswürdig zu schreiben sich bestrebte; was würde er haben leisten können? Allein so wie die Sachen jetzt stehen, da Hr. B. so viel nur blos darum hinschreibt, um Aufsehen zu erregen, so oft die Absicht andern persönlich wehe zu thun verräth, so häufige Blößen giebt, die theils seine Unwissenheit, theils seinen Mangel an Wahrheitsliebe, theils die Wankelmüthigkeit seines Systems beweisen; kann man sich da enthalten, bald ihn zu bemitleiden, bald die Achseln über ihn, den Achselzucker, zu zucken?

Unstreitig ist Hr. B. in seinen eignen Augen eine viel zu merkwürdige und außerordentliche Person. Dies haben seine meisten neuesten Schriften gezeigt; aber keine zeigt es deutlicher, als diese Lebensbeschreibung, wo so viel Selbstgefälligkeit, so viele Zufriedenheit mit seinem werthen Ich, und eine so stolze Erhebung über so manchen gewiß verdienten, gelehrten und der Welt nützlichen Mann hervor scheint, daß man der erklärteste Bewunderer Bahrdtischer Größe und Verdienste seyn muß, wenn man die Augen dagegen verschließen will. Man hat an so vielen neuern Gelehrten den Egoismus getadelt; sehr oft hat ein Egoist den andern dieses Fehlers bezüchtigt, und das Publikum hat laut erklärt, daß beide Recht hätten; aber ein so auffallender Egoismus, als der ist, welchen Hr. Bahrdt sich in seiner Lebensbeschreibung hat zu Schulden kommen lassen, wahrlich dergleichen ist mir, wenn ich höchstens den Freiherrn von Trenk mit seiner eignen Lebensbeschreibung ausnehme, noch gar nicht vorgekommen.

Ich habe, welches Sie nach Ihrer Güte nicht übel deuten werden, Ihr Exemplar mit unendlich vielen Ausrufungszeichen am Rande versehen. Die meisten dieser Zeichen finden sich bei solchen Stellen,

wo Hr. B. sich des gröbern Egoismus schuldig gemacht hat. Hätte ich nach der neuesten Mode statt Eines Ausrufungszeichens ihrer immer drei oder mehrere setzen wollen, — es würde nicht viel weißer Rand übrig geblieben seyn.

Egoismus verführt zu kleinen und großen Unwahrheiten, allerlei feinen und gröbern Verfälschungen der wirklichen Geschichte, hier und da zu einer absichtsvollen Verkleinerung anderer, und zu noch einer Menge Fehler gleicher Art. Von diesen wimmelt das Bahrdtische Buch, und da helfen die bloßen Ausrufungszeichen nicht, sondern man muß sich schon ein wenig genauer über so etwas herans lassen. Dies wird auch das vorzüglichste Augenmerk bei den Anmerkungen seyn, die ich Ihnen über Hrn. Bahrdts Leben nach und nach mittheilen werde. Ich bin nicht allwissend, und habe mit Hrn. Bahrdt nie an einem Orte zusammen gelebt. Daher kann ich ihm durch meinen Verdacht zuweilen Unrecht thun; ich bin mir aber des Vorsatzes, ihm nie Unrecht zu thun, zu sehr bewußt, als daß ich fürchten dürfte, zu oft in diesen Fehler zu verfallen.

Von manchen Personen, zu deren Verunglimpfung Hr. B. etwas sagt, wissen wir alle, daß sie

nicht mehr am Leben sind. Diese können sich nun nicht mehr verantworten, und wofern nicht etwa hier und da zu ihrer Ehrenrettung ein guter Freund aufstehet, so hat H. B. gut erzählen. *)

Von andern ist es unbekannt, ob sie noch leben. Aber die Art, wie Hr. B. mit denen, die er seine Feinde nennet, nach ihrem Tode umzuspringen gewohnt ist, wird dem Leser beim weitern Verfolg des Lesens nach und nach so bekannt und geläufig, daß man von vielen Leuten, deren er erwähnt, mit Gewißheit voraussagen kann, sie sind todt, und Hr. B. tanzt nun auf ihrem Grabe, ihres Nichtwiederaufwachens gewiß, etwas dreist und schamlos herum. Ich werde zuweilen von einem und dem andern auf Veranlassung der etwas lieblosen Bahrdtischen Aeußerungen die Vermuthung wagen, daß Hr. B. ihn todt wußte

*) Er selbst meint S. 2, er habe darum sein Leben, auf welches von allen Orten und Gegenden her geharrt wurde, nicht eher schreiben können, weil bisher so viele Menschen noch am Leben waren, die er von dem Publikum hätte kompromittiren müssen. Der unschuldige Mann, der so ungern kompromittirt! Ich frage nur: Ist es nicht fast schlimmer, einen Gestorbnen lästern, als zehn noch Lebende, die es verdienen, kompromittiren?

oder todt glaubte. Wie oft ich darinn irre, werden Sie ja, die Sie mit dem noch lebenden gelehrten und politischen Deutschlande bekannter sind, als ich, leicht sehen.

Sehr wider meinen Willen haben Hrn. Bahrdts Erzählungen seiner Schicksale mich an Stellen aus der Lebensbeschreibung des schon vorher erwähnten Freiherrn von Trenk erinnert, wo es auf etwas mehr, als bloßen Egoismus, ankömmt. Dies sind diejenigen, wo er den Feinden, die er an so manchen Orten fand, wie dies allen Leuten, guten und schlechten, begegnet, vor denen der Ruf hergeht, immer Gesinnungen beilegt, die kein eingefleischter Teufel so arg haben kann, und andre, wo er erzählt, was seine Feinde für böse Schicksale hinterher gehabt, und dabey zu verstehen giebt, daß die Vorsehung, die er überhaupt mit seiner wichtigen Wenigkeit sehr beschäftigt glaubt, für ihn, ihren Geliebten, Rache geübt habe. Diese sehr alttestamentische Gesinnung durfte man allenfalls bei dem Freiherrn unbefremdend finden, dessen Religionsbegriffe wohl noch etwas ungeläuterter geblieben seyn mögen, als sein poetischer Geschmack, der bekanntermaßen höchst ungeläutert ist. Aber dergleichen in

der Lebensbeschreibung des aufgeklärten, oder, um einen Schritt weiter zu gehen, des aufgeklärt seyn wollenden Bahrdt anzutreffen, das hätte ich nicht vermuthet!

In der Lebensbeschreibung des besten Menschen auf Erden, die er selbst vor seinem Tode herausgiebt, finden sich zuverlässig hier und da gewisse Ueberhüpfungen und Lücken, wo der Verfasser entweder, der ersten Regel des pragmatischen Geschichtschreibers zuwider, die Veranlassungen zu diesen und jenen Nüancen seines Charakters anzugeben vergißt, oder uns hier und da ein andres ihn betreffendes Geschichtchen schuldig bleibt. Dadurch wird aber eine solche Lebensbeschreibung offenbar minder lehrreich. Wir wollen wissen, wie jemand das ward, was er ist; er mag sich nun dessen, was er ist, zu schämen haben oder nicht. Wir verlangen aber auch, daß er sich nicht anders eingeschlagen vorstelle, als er wirklich eingeschlagen ist. Herr B. sagt uns, er sey anfänglich in vielen gelehrten Dingen unwissend gewesen; er zeigt uns aber nicht, wie er darinn in kurzer Zeit gelehrt geworden. Die Wahrheit ist, daß er in vielen Stücken immer sehr ungelehrt geblieben; und da hätte er aufrichtig gestehen sollen, es sey nicht recht, daß er von Sachen schrieb, worinn er unwis-

fend war; und es ist nichts mehr und nichts weniger, als baare Täuschung, wenn er nun hinterher verhehlen will, daß so manche seiner Bücher sehr unläugbare Beweise seiner Unwissenheit sind. Allein gesetzt, er hätte sich auf einmal so merklich weiter gebracht, z. B. im Hebräischen und in der Kritik, so hätte er zeigen müssen, was bei seiner doch immer ein wenig zügellosen und zerstreuungsvollen Lebensart ihm auf einmal eine so mächtige Hülfe gab. Dann hätten Genies und Schwächlinge an seinem Beispiele lernen können, anstatt daß jetzt die letzten verwunderungsvoll ihr Haupt schütteln, und die ersten den Entschluß fassen, ihr Leben zu genießen, weil man doch hernach immer wie B. noch vieles leisten könne. Hielt Hr. B. sich wirklich für ein Genie erster Größe, wie es freilich leider das Ansehn hat, so hätte er wohl gethan, über die kleine Grenzlinie der Bescheidenheit zu steigen, und seinen Lesern zu sagen: lieben Leute, das ging bei mir wohl, aber unter Euch wird es kaum dem Tausendsten so glücken. Allein das sagt Herr Bahrdt seinen Lesern nicht; und so ist sehr zu besorgen, daß, da die Zahl der Halbwisser und sich folglich geniedünkenden täglich zunimmt, jeder, sollte er auch noch schlechtere Lehrmeister haben, als Hr. B. sie gehabt zu haben

gesteht, noch früher mit den Geheimnissen unkeuscher Liebeswerke bekannt werden, noch unreifer zum Magistergrad und Professorat, oder gar zu einem wichtigern Amte gelangen, sich mit seinem Genie und Hrn. Bahrdts Exempel trösten, und folglich es am Ende mancher lange nicht so weit bringen wird, als Herr Bahrdt es in einem Theile seines Lebens gebracht hat. Wahr ists, mancher bringt es bei weit geringerm Genie, bei weit minder gemeinnützigen Kenntnissen noch viel weiter; aber eben daraus folgt, daß man dergleichen Schlüsse nicht machen muß. Nicht darauf kömmt es an, wie viel gute Meinung jemand für sich hat; nicht einmal darauf kömmt es an, wie viel Genie jemand besitzt, sondern was er wirklich leistet. Dies hat Hr. B. nicht gesagt, und dies wird er vermuthlich auch im Folgenden nicht sagen; gleichwohl aber verlangte dies die Ehrlichkeit. Hundert geschicktere Männer, als Hr. B. ist, die aber keine Professorsöhne waren, über die kein Klotz sich erbarmte, die nicht gerade in einen Zeitpunkt trafen, wo solche auffallende Sätze, welche dem bisherigen Lehrbegriff der christlichen, besonders der protestantischen Kirche Hohn sprechen, den meisten Beifall fanden, würden das Glück nicht gemacht haben, das Hr. B. machte, würden bei vie-

len Unregelmäßigkeiten sich nicht so lange erhalten haben. Dies hätte Herr B. nicht blos sagen, sondern wiederholt sagen sollen, wenn er sein Leben nicht zu seinem Besten, sondern zu jedermanns Besten geschrieben hätte.

N. S. So eben erhalte ich schon den zweiten Theil der Bahrdtischen Lebensbeschreibung durch einen hiesigen Freund, so daß Sie sich also mit der Ueberschickung desselben keine Mühe machen dürfen. Unmittelbar vorher hatte man erzählt, Hr. B. wolle sich nach der Zurückkunft aus der Magdeburgischen Gefangenschaft von seiner Frau scheiden lassen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mir nach dieser Sage die Stellen aufgefallen sind, worinn Hr. B. in diesem zweiten Theil von seiner Frau schlecht spricht.

Man schreibt mir von einem sichern Orte, es sey an diese Ehescheidung nicht gedacht. Vielleicht hat gar nur die Art, wie Hr. B. über seine Ehehälfte spricht, zu diesem Gerüchte Gelegenheit gegeben. So weit hat es noch niemand getrieben, von seiner noch lebenden Frau, selbst wenn er von ihr geschieden war, so geringschätzig, oder auch, wenn Sie dies lieber wollen, so aufrichtig und unverhoh-

len zu sprechen, als Hr. B. von der seinigen thut. Doch da er im zweiten Theil anfängt, es unverhohlen zu bekennen, daß er seine Werke nur nach demjenigen Preise schätzt, den sie ihm vom Verleger baar einbringen: so ist eben so wahrscheinlich, daß er seinem lieben Weibe mit der Summe, welche seine Aeußerungen über sie ihm vom Verleger eingebracht haben, ein Geschenk machen, und übrigens diese Aeußerungen vor ihr selbst so geheim halten wird, als es die Umstände zulassen. Kömmt eine dienstfertige Gevatterinn, oder Freundinn, und trägt der armen Frau das zu, so wird sie nach ihrer ängstlichen Natur — ich nehme sie, wie Hr. B. sie beschreibt, — mehr leiden, als das ganze Geschenk werth ist. Wenn aber künftig ein jeder Gelehrter, der ein Stück Geld verdienen will, sich die Freiheit nimmt, seine eigne geliebte Ehehälfte noch bei ihren Lebzeiten der ehrbaren Welt so ganz entblößt zur Schau zu stellen, so werden wohl die lieben Weiber ein kleines Geschrei erheben, oder gar die Obrigkeit sich ins Spiel mischen müssen. Geschieht das letztere nicht, so fangen unsere Weiber wohl gar an, auch über ihre Männer zu schreiben — eine Materie, welcher sie am allermeisten gewachsen sind, — und Gnade dann uns!

Zweiter Brief.

Bahrdts Büste mit einer schamlosen unlateinischen Unterschrift.

Seiner Lebensbeschreibung sein Bildniß vorzusetzen, ist an sich nichts unerlaubtes; wenigstens ist der Freiherr von Trenk nicht der erste, der es gethan; — freilich mag er der erste seyn, der sich vor den ersten Theil in Uniform, und vor den zweiten in der Gestalt eines Festungsgefangnen hat stechen lassen. Hr. B. hat den Freiherrn hier nicht nachgeahmt, sondern ist seinen eignen Weg gegangen. Er zeigt sich uns weder in seiner Gefängnißgestalt, noch in seinem Doktorornat, sondern in einer Büste, wie es freilich einem bei Leibesleben schon verewigten Manne nicht anders geziemt, worinn er ohnehin verschiedene Dichter, besonders den vortrefflichen Herrn von Böhlau, zu Vorgängern hat, vor dessen unsterblichen Gedichten, wo ich nicht irre, ebenfalls das Bild des verdienstbelasteten Verfassers en buste prangt, vieler andern zu geschweigen. Hätte nun freilich Bel, Benner oder andere Leute dieser Art (als etwa Semmler und Götze, oder zur

Noth

Noth Spalding und Nösselt) so etwas gethan, wie würde mein B. spotten! Aber freilich: duo cum faciunt idem, non est idem. *)

Zwar die Büste gienge noch immer an, aber die Verse darunter! — Und nun die Verse? Sagen sie denn etwas so böses? Haben nicht auch andere Schriftsteller Verse, lateinische Verse unter ihr Bildniß — Büste oder nicht Büste — machen lassen? Und zwar so lobpreisende Verse, daß der Verfasser, wenn er zugleich Herausgeber war, billig darüber erröthen mußte? — Ich antworte: Schwerlich hat denn doch jemand Verse unter sein Bild setzen lassen, worinn er allein als Lichtverbreiter vorgestellt, und folglich das Korps der übrigen Gelehrten geradehin des Verbreitens der Dunkelheit beschuldigt, und also, um einen Bahrdtischen Ausdruck zu gebrauchen, für eine Gesellschaft von Hammelköpfen erklärt wird.

Die Unterschrift unter der Bahrdtischen Büste:

*) Zu Deutsch: was ein Fehler ist, wenn Bel und Benner es thun, wird zur Tugend, so bald Bahrdt es nachmacht.

Anmerkung für unlateinische Leser.

Hic ego, qui adauxi rationis luce coaeuos,
Centenis carus, diris a millibus ictus;
Hei ſeriora dabunt negatas ſecula grates.

Dieſe Unterſchrift heißt, aufs beſcheidenſte überſetzt, alſo:

„Ich, dem ſeine Zeitgenoſſen das Licht der Ver„nunft verdanken, war vielen Hunderten lieb, „und ward von vielen Tauſenden verwünſcht. „Nun die ſpätere Folgezeit wird mir den jetzt „verſagten Dank nicht verweigern.“

Alle Kenner der Latinität behaupten, dieſe pralende Unterſchrift der Büſte ſey übrigens nicht einmal rechtes Latein, und ſie bemerken zugleich, in den Wörtern adauxi, ſeriora und negatas wären offenbar Fehler gegen das lateiniſche Sylbenmaaß, die ein Doktor der Theologie, ſobald er einmal ſeinen Willen dazu gab, daß man einen hexametriſchen Lobſpruch unter ſein Bild ſetzte, nicht hätte unbemerkt laſſen müſſen. Es iſt ja nicht nöthig, ſagen ſie, daß jedermann lateiniſche Verſe machen könne; aber wer ſich nun einmal dazu hinſetzt, ein Paar Gedanken in lateiniſche Verſe zu bringen — eine Kunſt, die vor ein Paar Decennien noch jeder Se=

kundaner verstand, — der muß in so wenigen Zeilen durchaus alle Fehler vermeiden, oder sich als einen Stümper auslachen lassen. Dies wird also auch das Schicksal des Bahrdtischen Lobdichters seyn, nur daß auf den Helden selbst ein Theil des Gelächters zurück fällt.

Dritter Brief.

Bahrdt preist seine eignen Verdienste.

Ich komme vom Titelkupfer zur Vorrede, oder zu dem ersten Kapitel. Hr. B. sagt selbst, er wolle die Geschichte seiner Thorheiten und seiner Verdienste entwerfen. Finden Sie den letzten Ausdruck nicht auffallend? Wer sagt gern: meine Verdienste? In der That findet man Leute, die es sagen; aber die meisten von ihnen werden allgemein für stolze Thoren gehalten. Nur wenige kommen mit der Beurtheilung durch: „der Mann hat Verdienste, aber „er sollte sich dessen weniger bewußt seyn!“

Bei dem wirklich großen Mangel an Selbstkenntniß, den Hr. B. so häufig verräth, ist ihm wohl kein einzigsmal der Gedanke eingefallen: Ob ich aber nicht auch mir zuweilen etwas als ein Verdienst anrechne, das im Grunde bloßes Unverdienst ist? So würde es z. B. allerdings ein Verdienst seyn, wenn Hr. B. viele Leute, die bisher in der Religion nicht dachten, sondern gedankenlos glaubten, zum eignen Nachdenken durch seine Schriften aufgereizt hat. Aber da fragt sich's nun: Hat er das gethan? Wo sind die schätzenswerthen und Achtung verdienenden Menschen, welche ohne ihn nicht bis zum Licht durchgedrungen wären? Hinaussezzung über alles ist keine Aufklärung; dies ist ein allgemein zugegebner Grundsatz. Wer durch Bahrdt lernte, sich über alles hinweg setzen, ist durch ihn nicht zum Licht durchgedrungen, sondern unter Anführung eines Irrlichts in den Sumpf gerathen. Also darauf kömmts an, ob jemand durch Bahrdt wirklich zum Licht geführt ist; alsdenn hat B. Verdienst; — oder ob viele durch ihn in Sümpfe gerathen sind; alsdann hat er Unverdienst. Wo sind die ehemaligen Erfurter und Gießner Studenten, die jetzt den Weg der Tugend und Gelehrsamkeit wandeln, den sie ohne Bahrdt gar nicht oder nicht

so gut würden gefunden haben? Wo die Marschlinzer und Heidesheimer Philanthropisten gleicher Art? Wo endlich sind aus den neuesten Zeiten die Hallischen Studenten, die, wenn sie von den Preußischen Konsistorien vorzüglich brauchbar zu Kirchenlehrern gefunden wurden, oder sonst in jedem andern Fache rechtschaffne und anstellige Subjekte abgaben, es frei gestanden, daß sie ohne Doktor Bahrdt nicht geworden seyn würden, was sie waren? Mir sind dergleichen Subjekte nicht bekannt geworden, ob ich gleich auf der andern Seite auch gestehen muß, daß ich von keinem gehört habe, der die Schuld seiner Verführung und seines Mißrathens auf B. geschoben hätte. Hat Hr. B. wirklich Verdienste, so wird er uns in den folgenden Theilen die Männer schon anzeigen, die durch ihn, und zwar durch ihn vorzüglich, gebildet sind. Seine Gegner mögen hernach die traurige Beschäftigung übernehmen, Unglückliche zu entdecken, die ohne Hr. B. nicht unglücklich gewesen wären? Sie sehen, ich entscheide nichts; aber schlimm ists, daß sich aus Hrn. B. eigner Beschreibung wenig oder gar nichts dieser Art entdecken läßt. Was etwa dahin könnte gezogen werden, wollen wir in der Folge näher betrach-

ten, und dann immer sehen, was Verdienst, und was Unverdienst zu heißen verdiene.

Vierter Brief.

Bahrdts Beruf zu einer eignen Lebensbeschreibung.

Herr Bahrdt glaubt S. 3, zu einer eignen Lebensbeschreibung gehöre gerade ein solcher Mann wie er, der nun bald funfzig Jahre lang durch ein ungeheuer großes Publikum gleichsam Spießruthen gelaufen sey, und daher fast gar nichts mehr von derjenigen Empfindlichkeit übrig habe, welche die meisten Menschen unfähig macht, die reine Wahrheit von sich selbst aufzustellen oder sich in puris naturalibus zu zeigen. Wir sehen hieraus, daß alle bisherige eigne Lebensbeschreiber entweder Heuchler, und das scheint Hr. B. von den meisten geglaubt zu haben — oder Buben waren, die ihre Streiche theils auf Kosten andrer zu bemänteln suchten, theils noch im reifen Mannsalter davon con amore zu sprechen sich nicht enthalten konnten.

Die Begierde, Hrn. Bahrtds Konfessionen zu vernehmen, war so groß gewiß nicht, als er sich vorstellt. Die meisten, die seine Lebensbeschreibung zu lesen wünschten, versprachen sich wohl eine sie unterhaltende Lektüre, aber gerade nichts weniger als Wahrheit. Wir sind neugierig, gestanden so manche, als Hr. B. sein Leben ankündigte, was er dieser und jener wohlbekannten Begebenheit für eine Tournüre geben wird. Man kannte Hrn. B. aus seiner Bibel im Volkston und einigen andern Schriften so sehr als einen Mann, der alles sehr gut zu tourniren weiß. Diese Neugierde, aber auch diese Neugierde allein, war der Grund der Erwartung bei einem Theil des Publikums. Aber kaum zehn Personen des ganzen Publikums mögen einfältig genug gewesen seyn, zu erwarten, daß sie nun hinter die wahre Beschaffenheit mancher Sachen kommen würden. Denn sicher bedurften die Leiden des jungen Werther einer Berichtigung weniger, als diese eigene Biographie.

Uebrigens hat das wohl seine Richtigkeit, daß zu einer solchen Biographie, wie Hn. Bahrdts seine nun einmal ist, gerade ein solcher Mann gehört, der durch vieles Spießruthenlaufen gegen manche feine

Empfindungen verhärtet worden, und der sich also kein Gewissen macht, einen gewissen Theil des Publikums — freilich nicht eben den verehrungswürdigsten — auf eine etwas unfeine Art zu amüsiren. Daß aber ja diese amüsirt seyn wollenden Herren — und Damen (denn auch Damen verschlingen dergleichen amüsante Sachen zuweilen) sich nicht einbilden, als wenn bloß ihre Befriedigung Hn. B. zur Herausgabe seiner Lebensbeschreibung vermocht habe! Davon sind wir denn wohl besser unterrichtet. Zwei ganz andre dringende Anforderer wollen bei Hr. B. immer befriedigt seyn. Der erste ist nicht so wohl sein Magen allein, wie viele wähnen, sondern (um dem Hn. Professor Mangelsdorf einen Ausdruck abzuborgen) sein ganzer animalischer Theil; der zweite die Sucht durch Schmähungen zu gefallen. *) Nur ein Mann, wie H. B. konnte sich so viele sonderbare Aeußerungen im Angesichte des Publikums ohne Erröthung verstatten, dergleichen schon auf der vierten Seite eine vorkömmt, wo er sagt: „Recensenten und Priester und Theologen und

*) Das flebile maledicendi cacoëthes, sagte ein alter Leipziger Magister, den Hr. B. wohl nicht muß gekannt haben, weil er nirgends — über den ehrlichen Mann gespottet hat.

„Maurer, und Gott weiß, was sonst noch für Men-
„schenracen, haben mich bereits dermaßen an den
„Pranger der Publicität gestellt, daß mir die auf
„mich gerichteten Blicke der Menschen so gleichgül-
„tig geworden sind, wie Adam und Eva ihre Blöße
„gewesen seyn muß, ehe der unglückliche Apfel sie
„zwang — sich zu bedecken."

Wie in aller Welt kömmt der Apfel hieher, wenn Hr. Bahrdt nicht durch eine elende Possenreisserei das Gelächter einiger kleinen Geister rege machen wollte, die mit der biblischen Geschichte gar zu gern Spaß treiben oder Spaß treiben hören, sollte dieser Spaß auch nicht einmal die sogenannte biblische Geschichte selbst, sondern spätere jüdische Zusätze treffen, dergleichen doch der Apfel offenbar ist.

Fast sorge ich indessen, Hr. B. hat wirklich einen Apfel gegessen, der ihn gezwungen hat — oder vielmehr klug genug gemacht hat — seine Blöße hin und wieder zu bedecken, und sich seinen amüsirt seyn wollenden Lesern zuweilen nur im Brustbilde darzustellen, — und so hätten wir auf einmal den Aufschluß über die Büste des Titelkupfers.

Bei allem, was Hr. B. von seinem Beruf zur Lieferung einer eignen Biographie sagen mag, kann

ich doch aus seinen eignen Worten beweisen, daß er damit wenigstens noch ein Paar Jahre hätte zurück bleiben müssen. Muß man beinahe funfzig Jahre Spießruthen durch das Publikum gelaufen seyn, ehe man zu einer solchen Arbeit schreitet, so mußte er, der doch vor seinem zehnten Jahre noch wohl keine Spießruthen gefühlt hat, und folglich noch kaum vierzig Jahre Spießruthen gelaufen seyn kann, weil er erst 1740. geboren ist, wenigstens noch ein halbes Decennium verziehen, um durch eine beinahe funfzigjährige Gefühllosigkeitserwerbung sich zu seinem Geschäfte zu qualificiren. Wer weiß aber, wäre alsdenn die ganze Sache nicht unterblieben. Man will Beispiel haben, daß einige Leute erst fünf Jahre nach dem funfzigsten — verständig, diskret und auf das Gefühl des Wohlstandes aufmerksam geworden. Wäre dies nun Hrn. Bahrdt in den nächsten fünf Jahren auch begegnet, — vielleicht hätte man nie seine Biographie zu lesen bekommen.

Zuletzt wird man Hr. B. noch zu fragen berechtigt seyn, warum er denn die Herausgabe seines Lebens nicht überhaupt verschoben, und es erst nach seinem Tode ans Licht treten lassen? Im Tode

ist Wahrheit! Fast möchte ich sagen: Nur im Tode ist Wahrheit! Manches, was er jetzt gesagt hat, konnte ihm doch wohl eine kleine Verfolgung, wenigstens Unannehmlichkeiten zuziehen. Aber der Tod schützt. Auch Hn. Bahrdts Familie hat einen Magen, und er konnte durch Hinterlassung einer recht aufrichtigen Lebensbeschreibung sich um seinen eignen guten Ruf und um die Seinigen zugleich verdient machen. Aber freilich, die wohlgeordnete Liebe fängt von uns selbst an, und unsre Familien mögen sehen, wie sie nach unserm Tode, wenn sie uns bis an denselben bedient und gepflegt haben, fertig werden!

Fünfter Brief.

Bahrdts Lebensbeschreibung von Pott.

Ehe Bahrdt in Inquisition kam, erzählte man ziemlich allgemein, er habe sein Leben zwei Buchhändlern zugleich versprochen, von dem einen es sich bezahlen lassen, und sodann dem andern es geliefert.

Wo ich nicht irre, hieß es weiter, er habe den ersten Buchhändler versichert, das Werk, welches der andre verlegen werde, sey nicht seine Arbeit. Bald darauf kam die Religionsediktsgeschichte, und kaum saß Bahrdt gefangen, so kündigte ein gewisser Dr. Pott in Leipzig, von welchem ich so wenig weiß, wer er ist, daß ich nicht einmal sagen kann, in welcher Fakultät man ihn mit der Doktorwürde geziert hat, ebenfalls eine Bahrdtische Lebensbeschreibung an, von welcher er behauptete, daß er sie aus Bahrdtischen Papieren zusammentragen werde. Von der Pottischen Beschreibung erschien der erste Theil früher, als der erste Theil der Bahrdtischen, und es ist also der Mühe werth, zu sehen, wie sich Hr. Bahrdt darüber erklärt, und wie beide Beschreibungen mit einander übereinstimmen, oder einander widersprechen.

Hr. Bahrdt sagt uns also, er habe einmal unter mehrern die Herausgabe seiner Lebensbeschreibung betreffenden Projekten, auch das gemacht, welches er das unglücklichste nennt, sie in der Waltherschen Buchhandlung in Leipzig maskirt herauszugeben, und zwar so, als wenn ein Dritter sie schriebe, um sie desto unpartheiischer schreiben zu

können *). Herr Pott, der mit der Waltherschen Buchhandlung in Verbindung stehe, habe zu der Zeit, wo B. im Gefängnisse (zu Halle) keinen Menschen sprechen durfte, dessen unerfahrne Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren, beredet, ihm ihres Vaters sämtliche seit vier und zwanzig Jahren gesammelte Briefschaften und Dokumente einzuhändigen, unter dem Versprechen, daß er dessen Geschichte schreiben, und den Gewinn davon seiner Familie zu ihrer

*) Cäsar und Friedrich schrieben ihre Lebensbeschreibungen in der dritten Person, nicht um sie unpartheiischer zu schreiben, oder gar um sie unpartheiischer schreiben zu können (denn beide maskirten sich nicht), sondern weil das ewige ich beleidigt. So durfte also B., auch wenn er sich nicht maskirte, in der dritten Person schreiben; und ich wünschte, er hätte es gethan. Er würde gewiß gefunden haben, daß er auf den Er nicht so viel Gewicht legen dürfte, als er auf den Ich gelegt hat. Sonst wäre seine Lebensbeschreibung der Pendant zum zweiten Theil des patriotischen Kaufmanns geworden, wo der ehemalige Magdeburgische Buchführer und Kommerzienrath Hechtel seine Geschichte in der dritten Person beschrieben hat, nachdem der Berlinische Bankier Gotskowsky die seinige im vorhergehenden Theil in der ersten beschrieben hatte. Bahrdts Lebensbeschreibung aus dem Bahrdtischen ins Gotskowskysche zu übersetzen wäre schwer. Ins Hechtelsche — o das wäre Kleinigkeit!

und Bahrdts eigner Unterstützung schenken wolle. Er habe aber theils von den längst eingegangenen Pränumerationsgeldern nicht einen Heller erhalten, theils von glaubwürdigen Freunden gehört, daß der erste Theil der Pottischen Beschreibung so wenig seine Geschichte sey, als die gemahlten Tauben auf den Altären dem heiligen Geist ähnlich sähen.

Der letzte Brocken ist wieder eine (noch dazu spielend ausgedrückte) Bahrdtische Lustigmacherei, zum beliebigen Lachen für diejenigen, welche fehlerhafte Vorstellungen von religiösen Sachen so gern dazu gemißbraucht sehen, die Religion selbst lächerlich zu machen. Man sagt wohl im gemeinen Leben, das sieht dem oder dem so ähnlich als der Kartenkönig dem König David; aber daß die Tauben an den Altären dem heiligen Geist ähnlich oder unähnlich sehen, ist eigentlich wohl noch keinem Menschen eingefallen. So oft Hr. B. auf diese Art witzelt, ist, wie man leicht bemerken wird, gewöhnlich der Fall, daß er uns über dieser Plaisanterie den wahren Zustand der Sachen vergessen machen will.

Zudem, welche klägliche Wendung ist es, ich habe gehört, der erste Pottische Theil sey nicht

meine Geschichte! B. konnte sie ja lesen, und, wo es nöthig that, widerlegen. Und selbst, wenn er sie nicht las, so konnten ihm doch die glaubwürdigen Freunde Stellen anführen, wo Pott die Wahrheit verschwiegen, oder Unwahrheiten vorgebracht hatte. Aber eben, daß B. nicht widerlegt, ist ein Beweis für die Glaubwürdigkeit der Pottischen Geschichte. Uebrigens muß ich das gestehen, daß B. wirklich seine Erzählung so eingerichtet hat, daß kein Mensch merken kann, er habe das Pottische Buch gelesen oder nur durch Erzählen das geringste von dem Inhalt desselben vernommen. Ist dies Kunst, so verdient sie als vollkommne Kunst bewundert zu werden. Aber genug, er hätte zur Befriedigung seiner Leser den ersten Pottischen Theil lesen, und ihn berichtigen müssen.

Jetzt wollen wir Herrn Pott *) hören!

Dieser fängt damit an, daß er sagt, B. habe ihn durch ein unglaublich inkonsequentes Verfahren in eine vierteljährige Gefangenschaft gestürzt, und zwar deshalb, weil er die Bahrdtische deutsche Union

*) Leben, Meinungen und Schicksale D. C. Fr. Bahrdts aus Urkunden gezogen von D. Pott. Erster Theil mit Kupfern. 1790.

zerstört habe. Mir ist unbekannt, von welcher Gefangenschaft hier die Rede sey; denn man sagt im Publikum, der zweite Theil der Pottischen Beschreibung sey darum nicht erschienen, weil Pott wegen des von ihm geschriebnen Commentars über das Preußische Religionsedikt im Gefängnisse sitze; aber die vierteljährige Gefangenschaft, in die Pott von B. gestürzt seyn will, hatte wahrscheinlich nach einem Vierteljahre schon im März 1790. (wo die Vorrede unterschrieben ist) ihr Ende erreicht. Hernach erzählt er, er habe sich anfänglich nicht als Verfasser dieser Lebensbeschreibung nennen wollen, seinen Entschluß aber hinterher (da die ersten Bogen schon gedruckt waren) geändert. Er verspricht die größte historische Treue und behauptet, daß er verschiedenes unterdrückt, unter andern sogar manches, worüber ihm Bahrdt während seiner Hallischen Gefangenschaft, besonders seine Jugendsünden betreffend, Auskunft gegeben. Hat das letzte seine Richtigkeit, so wollte B. auch, und willigte dazu ein, daß P. sein Leben schreiben sollte. Hat nun Pott weder der Familie noch ihm etwas bezahlt, — zwar von dem Bezahlen an die Familie sagt B. kein Wort, sondern er meint nur, Er habe keinen Heller empfangen — so kann es wohl seyn, daß P. die Kosten der viertel-

jähri-

jährigen Gefangenschaft, die er Bahrdten zu danken haben will, in Rechnung gebracht hat; und da müßte man denn freilich die genauern Umstände wissen, um mit Sicherheit über Recht und Unrecht entscheiden zu können.

Setzt Herr P. die Bahrdtische Geschichte fort, so muß er thun, was B. nicht that, und sich über alle die Umstände genauer erklären, in deren Erzählungen er und B. von einander abweichen. Vermuthlich ist das Recht wo nicht immer, doch wenigstens viel öfter auf seiner Seite, da er öfters in solchen Sachen, die B. anders erzählt, — welches P. doch unmöglich vorauswissen konnte — Stellen aus Briefen und andern schriftlichen Urkunden anführt, die schwerlich erdichtet oder aus der Luft gegriffen seyn können. Er wird meines Erachtens wohl thun, wenn er in den folgenden Theilen fortfährt, interessante Stellen aus solchen Urkunden abdrucken zu lassen; denn sie werden uns am besten in den Stand setzen, zu urtheilen, ob B. gelogen hat oder gar ferner zu lügen fortfährt. Soll ich Ihnen indessen meine Muthmaßung eröffnen, so mag das funfzehnjährige Mädchen wohl nur die Dokumente eines gewissen Zeitraums an H. P. abgeliefert haben, und

für die Fortsetzung des Lebens mag bei ihm nicht viel diplomatisches mehr vorhanden seyn. Dafür aber ist er vielleicht mit den Anekdoten der neuern Bahrdtischen Geschichte aus andern Quellen desto bekannter; und so wird man die Anführungen aus Urkunden minder ungern — obgleich immer noch ungern — vermissen. Ein solcher verstellter Engel des Lichts als Bahrdt ist, kann durch Urkunden am besten eingetrieben, d. i. zwar für seine Person nicht beschämt, — denn wie wäre das bei ihm und sogar bei den meisten seiner Bewunderer möglich? — aber doch vor dem Publikum demaskirt werden.

Zwar auch Hr. Pott gehört in gewissen Stükken, ohne daß es Affektation zu seyn scheint, zu Hn. B. Bewunderern; allein wenn er in den Gegenständen seiner Bewundrung auch geirrt haben sollte, — wie ich freilich zeigen werde, daß er mehrmals darinn geirrt hat — so hat er doch auf der andern Seite sowohl durch wörtliche Anführung von Briefen und andern Urkunden, als auch durch anderweite lichtvolle Darstellung Bahrdten so geschildert, daß man von demselben unmöglich eine gute Meinung hegen kann, sondern dem fast allgemeinen Urtheil von seiner äußerst auffallenden Unmoralität beistimmen muß.

Außer dem Leichtsinn legt Hr. Pott Bahrdten vorzüglich Schwatzhaftigkeit und Bereicherungsbegierde zur Last. Was die Bereicherungsbegierde und die Abentheuerlichkeit der dahin abzielenden Plane betrifft, so begehrt B. selbst seinen Fehler in diesem Stücke nicht zu entschuldigen, sondern schiebt die Schuld davon auf einen Bedienten seines Vaters, der ihn mit Felsenburgsgeschichten und ungeheuern Planen unterhielt, wiewohl man billig fragen könnte, warum ein Mann, der sich nach seiner Erzählung von so vielen andern Vorurtheilen losgerissen hat, der endlich nach Abschüttlung aller Fesseln des Vorurtheils bis zur Entdeckung der Wahrheit gekommen ist, daß Jesus von Nazareth ein Naturalist war, und die ächte christliche Religion von der ächten natürlichen gar nicht unterschieden ist, — wofür ihn besonders in Berlin von dem farbichten Theil des Volks nicht allein, sondern auch von einem Theil des schwarzen so viel Beifall zugejauchzt worden — warum dieser Mann sich auch von den romanhaften Bereicherungsplanen nicht losreißen konnte. Seine ausnehmende Lüderlichkeit rügt er selbst nicht so sehr, als Herr Pott; und man wird in mehrern seiner Schriften das Bestreben gewahr, sich über diesen Punkt damit weiß zu brennen, daß

er vor der Bekanntschaft mit dem weiblichen Geschlechte nicht lange genug sey geschützt worden, indem er aller Erfahrung zuwider annimmt, daß das bloße Hüten bis zu einem gewissen Jahre etwas helfe, und doch von seiner Leipzigschen ärgerlichen Begebenheit an bis zu seiner Verheirathung sich keiner Ausschweifung Schuld giebt, so wenig als er nach seiner Verheirathung die mindeste Anzeige von kleinen ehelichen Untreuen giebt, die doch, wenn das System von der Hütung und Nichthütung seine Richtigkeit hätte, ihn nicht sonderlich beschimpfen könnten. Herr Pott erwähnt, vermittelst einer historischen Prolepse, des Bahrdtischen Christinchens. Hr. B. hat sich dieser Prolepse überhoben, und wenn an der Sache etwas ist, — von der auch in der garstigen Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirne etwas vorkömmt — möchte er uns auch wohl im Folgenden die Beichte darüber schuldig bleiben. *)

Sie werden in der Folge sehen, daß Hr. Pott selbst die ärgerliche Leipzigsche Geschichte auf eine entschuldigende Art erzählt. Lassen Sie mich dabei

*) Jetzt steht etwas davon in Vollands, des Bruders der Madame Bahrdt, gegen seinen würdigen Herrn Schwager herausgegebnen Schrift.

anmerken, daß Hr. P. so wenig als Hr. B. von der Tugend des menschlichen Geschlechts einen hohen Begriff hat, und daher über die in Leipzig und an andern Orten seiner Meinung nach herrschenden Ausschweifungen und Laster auf eine viel zu lachende, und folglich leichtsinnige Art spricht. Das konnte er unterlassen, ohne daß deshalb irgend ein Mensch seine Geschichtserzählung minder unterhaltend würde gefunden haben.

Worüber ich mich in Hn. Potts Buche am meisten gewundert habe, ist, daß er die Geschichte von Bahrdts litterarischen Produkten mehrmals nicht bloß ausführlicher, sondern auch sogar richtiger erzählt, als B. selbst. Was kann man daraus anders schließen, als entweder daß er mit mehrerer biographischen Genauigkeit zu Werke ging, als B. selbst; oder daß dieser, weil er wußte, worüber sich Pott weitläuftiger ausbreiten würde, über dergleichen Gegenstände hinwischte, und sich dafür an andere hielt, von denen P. freilich nicht so genaue Nachricht geben konnte, als er selbst?

Im Pottischen Buche sind viele, zum Theil auffallende Druckfehler, die der Verfasser mit seiner Entfernung vom Druckorte entschuldigt. Aber

warum hängte er von den vornehmsten unter ihnen kein Verzeichniß an? Jetzt wird mancher bei der Verstümmelung dieser und jener eignen Namen auf Unwissenheit schließen, welches doch unrecht wäre, weil man genugsam sieht, daß er mit allen Umständen der von ihm zu erzählenden Geschichte recht gut bekannt war.

Sechster Brief.

Bahrdts Vater.

Doktor Johann Friedrich Bahrdt, der die Freude und das Herzeleid zugleich hatte, die Welt mit unserm Helden beschenkt zu haben, ward in der gelehrten Welt nie für ein großes Licht geachtet; doch hörte man auswärts immer von ihm, daß er ein in Leipzig sehr beliebter Prediger sey.

Was Hr. P. von diesem Manne meldet, den er einen bekannten Gottesgelehrten nennt, hat er wohl größtentheils aus Bahrdtischen Papieren, die er nicht allemal richtig verstanden haben mag, — oder

Bahrdt müßte aus dem Gedächtnisse falsch erzählt haben. Wenigstens finde ich folgende Verschiedenheiten.

Pott sagt: Er ging auf die hohe Schule zu Leipzig, ohne ein einziges Buch, ohne einmal eine Bibel zu besitzen; von Leipzig ging er nach Wittenberg. Bahrdt hingegen: Er studirte in Wittenberg und Leipzig (also in umgekehrter Ordnung), und erzählte mir oft, er habe nicht so viel Baarschaft gehabt, sich eine hebräische Bibel und andere zu den Vorlesungen erforderliche Bücher zu kaufen.

P. sagt: Er hatte einen eben so armen Freund, als er selbst war, der ihm jeden Sonntag achtzehn Pfennige gab, um einmal warm essen zu können, und dieser Freund erhenkte sich hernach selbst. B. hingegen macht (wie es richtiger scheint) aus dem traktirenden Landsmanne und dem sich erhenkenden Freunde zwei Personen. Bahrdts Zusatz ist: mochte dieser Mensch wohl mehr Schuld haben an der unvollkommnen Stimmung seiner Seele und an der Schwäche seines Nervensystems, als mein Vater an seiner glücklichen Laune und Geistesstärke? — Wie kann Hr. B. über eine Sache, die er nur vom Hörensagen weiß, so positiv sprechen? Ein anderer

würde vielleicht mit gleichem Recht die Ursache des verschiednen Erfolgs darauf schieben können, daß Bahrdts Vater alle Tage seinen Morgen= und Abendsegen betete, und der andre nicht. Und so giebt es hundert und abermal hundert Auflösungen für Eine; ohne daß wir nöthig haben, zum Fatalismus unsre Zuflucht zu nehmen.

Wenn P. den Oberkonsistorialpräsidenten, der des alten Bahrdts Glück mit Gewalt machte, Graf von Holzendorf, der junge Bahrdt aber eben denselben Graf von Hohendorf nennt, so hat unstreitig der erste Recht. Ich glaube nicht einmal, daß es auf der ganzen Welt Grafen von Hohendorf giebt. Da dieser Fehler für einen Bahrdtischen Gedächtnißfehler zu arg seyn würde, so wird man ihn vermuthlich für einen aus Bahrdtischer Nachlässigkeit unangezeigt gebliebnen Druckfehler erklären müssen; einmal (S. 22.) ist auch wirklich der Fehler im Buche selbst verbessert, indem der alte Bahrdt der Holzendorfische Liebling genannt wird.

Bahrdt, der Sohn, versichert, sein Vater habe sich auch in der Latinität bald empor gearbeitet, nachdem er nach Leipzig gekommen; aber P. dagegen meldet, es wären ihm noch in seinen spätern

Jahren oft Sprachschnitzer entwischt, die seine Feinde sehr bitter gerügt hätten. Darinn stimmen beide überein, daß der Vater zu viel Geschäfte gehabt habe, als daß er sich um die Erziehung seines Sohnes viel habe bekümmern können. Allein eben das war, wie es scheint, des Sohns Glück. Hätte der Vater, der damals der Orthodoxie mit Mund und Herzen ganz ergeben war, den Sohn selbst zu bilden Zeit gehabt, so würden sich sicher alle die herrlichen Anlagen nicht entwickelt haben, auf die jetzt Karl Friedrich Bahrdt so stolz seyn kann. Und da man Beispiele hat, daß bei der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und Hütung die Zöglinge doch ausschrammen: so wäre noch die Frage, ob denn nicht Bahrdt, der Sohn, wenn er sich eines Fehlers contra sextum schuldig gemacht hätte, die Schwachheit würde gehabt haben, gleich seinem Jugendlehrer Jäger (B. 1. S. 68.) der Theologie zu entsagen, und so die Gottesgelahrtheit eines ihrer vorzüglichsten Lichter zu berauben. Besser also immer, Bahrdts Erziehung ward vernachlässigt, als daß die dereinstige Erziehung und Belehrung des Menschengeschlechts durch ihn unterblieb.

Was aus dem alten Bahrdt würde geworden seyn, wenn er länger gelebt hätte, darüber sind P.

und B. auch nicht einig. Der leztre glaubt, dessen kurz vor seinem Tode herausgegebne Predigten zu Bestreitung schädlicher Vorurtheile in der Religion wären ein Beweis, daß er angefangen habe, ein Selbstdenker zu werden, und daß, wenn er länger gelebt hätte, er gewiß in seinen theologischen Kenntnissen zur Reife gekommen seyn, und seine veränderten Meinungen, — vielleicht mit Aufopferung wie sein wahrheitliebender Sohn — bekannt haben würde. Dagegen sagt Hr. Pott: Der Kopf des Mannes war zu sehr in die Form des alten Systems gedrückt, als daß man hoffen konnte, er werde auf seine alten Tage Kraft genug haben, sich aus dem Wuste des alten Sauerteigs in dem Grade herauszuarbeiten, in dem es erforderlich gewesen wäre, wenn er für die Aufklärung etwas bedeutendes hätte mitwirken sollen. So weit Hr. P! Was ich dazu sage? Es ist bekannt, daß nach dem funfzigsten Jahre niemand so leicht sein System mehr verändert; diejenigen etwa ausgenommen, die, wie der jüngre Bahrdt, alle Messe ihr System verändern, um die Pressen zu beschäftigen, und ihren Magen nicht unbeschäftigt zu lassen. Doch muß Karl Friedrich selbst fürchten, auch bei ihm werde bald nach dem funfzigsten Jahre die Lust sein System zu ver-

ändern vergehen, weil er im dritten Theil davon spricht, daß er — wenn nur noch vorher einige Felsenburgische Plane werden eingeschlagen seyn — dem Schriftstellerhandwerk ganz entsagen wolle.

Sollte sich aber selbst dazu, daß der alte B. jene Predigten schrieb, nicht sonst ein Aufschluß finden lassen? Seine bisher herausgegebnen Predigten waren wirklich nicht sehr gelesen. Unterdessen hatte Ernesti Predigten herausgegeben, vor dem er, in Absicht auf äußerliche und körperliche Beredtsamkeit, bei weitem den Vorzug zu haben dachte. Diese Predigten hatten dem ungeachtet bei aller ihrer Trockenheit Beifall gefunden, den man nicht ohne Grund darinn suchte, daß er von der alten Form nicht blos der Predigten, sondern hin und wieder auch wirklich der gemeinen homiletischen Glaubenslehre und Lehrform etwas abgewichen war; wie leicht konnte dabei Bahrdts Neid rege werden! Nun hatte er einen Sohn, der damals bereits durch seine Entfernungen vom Lehrbegriff mehr Aufsehen zu machen angefangen hatte, als vorher durch alle seine orthodoxen Arbeiten. Was war also natürlicher, als daß er, vom Sohne noch obenein wahrscheinlich aufgemuntert, sein Heil auch einmal zu versuchen be-

schloß? Nehmen wir nun vollends dazu, daß der Sohn ihm einige hundert Dispositionen zu Predigten gemacht hatte (S. 33), über die er hernach leichter predigte, als über seine eignen; daß er dieses Sohnes Schriften mit Prädilektion las (S. 30); so ist mehr als wahrscheinlich, daß er so wenig als Ernesti die Hälfte des alten Systems aufgegeben habe. Er prangte bloß, wie Ernesti ebenfalls, mit dem, was er im Widerspruche gegen manche zu krasse Ausbrüche übelverstandner Orthodoxie zuweilen gedacht und geäußert hatte. Wie endlich, wenn jene Predigten gar dem Herrn Sohn vor dem Abdruck zur Durchsicht und einiger Verbesserung zugeschickt wären? Uebrigens war der alte Bahrdt wohl ein zu kluger Mann, als daß er durch voreilige Aeußerungen sich in Leipzig neue Feinde und Anfechtungen hätte bereiten sollen. Sicher hat er seinem Sohne zuweilen gerathen, etwas mehr piano zu gehen, und wer das thut, mit dem hat es keine Noth!

Es gehört wenig zu unserm Zweck, ob der alte Bahrdt wo nicht ein Liebhaber, doch wenigstens ein Liebling des Frauenzimmers gewesen. Herr Pott scheint beides zu behaupten; Karl Friedrich Bahrdt leugnet das erste ganz, und schweigt vom letztern.

Wir, von Leipzig Entfernte, können hier nichts entscheiden. Indessen wollen wir hoffen, daß Bahrdt, der Vater, auch hierinn klüger war, als Bahrdt, der Sohn. Hn. Potts Begriffe von der Unsittsamkeit des damaligen Leipzigschen Frauenzimmers sind unstreitig unrichtig. Die Prediger waren damals auf ihren Ornat und auf die Beobachtung der äussersten Decenz eingeschränkt. Leipzig hat dabei die Ehre. daß es früh in offnen Gesellschaften freie Munterkeit der Geistlichen erlaubt hat, denen ich aber nicht hätte rathen wollen, über die äußersten Gränzen des strengsten Wohlstandes zu schreiten. Selbst Crusius, dieser äußerst exemplarische Mann, zeigte sich in Gesellschaften, unter Frauenzimmern aufgeräumt, ohne daß man es ihm verübelte. Aber sicher würde man es jedem verübelt haben, auf den sich nur der geringste Grad von Argwohn hätte bringen lassen. Bahrdt, der Vater, hatte ohnehin eine schöne Gattin von den unbescholtensten Sitten; und wer ein solches Gut hat, ist nicht nach fremdem lüstern. Herr Pott thut unrecht, daß er ein so ungegründetes Geschwätz auch nur von weitem begünstigt. Selbst Bahrdt, der Sohn, hätte klüger gethan, wenn er die übel gegründeten Berichte ihrem Unwerth überlassen, und ihrer gar nicht erwähnt

hätte. Aber es ist um das Gewissen ein eigenes Ding. Vertheidige Du nur deinen Vater, dachte vermuthlich Hr. Bahrdt, so wird man schließen, daß der Sohn, der sich ganz nach ihm bildete (S. 33), eben so wenig das Wasser betrübt habe.

Einige andere Umstände, den Vater betreffend, z. B. als der Sohn eine geladene Pistole auf den Tisch legte, und ihm durch die Thüre zurief, daß sie ihn treffen würde, wenn er sich weiter wagte (S. 151); ferner der unglückliche Einfall, den Hiob zu kommentiren, und ein System der messianischen Religion hinein- oder herauszukünsteln; die mannichfaltigen Bemühungen, dem Sohne eine gute Beförderung, eine reiche Frau, oder gar die Unstrafbarkeit eines auffallenden Vergehens zu verschaffen, sind Dinge, worüber sich viel anmerken ließe, die ich aber nicht weiter berühren will, obgleich der liebe Sohn — vermuthlich um seinem Verleger mehr Bogen zu verschaffen — sich weitläuftig darüber ausgebreitet hat.

Siebenter Brief.

Bahrdts Kinderjahre und Hausinformatoren.

Was Herr Pott über den Knaben Bahrdt und die Geschichte seiner ersten Jahre sagt, kömmt mit dem, was uns B. selbst erzählt hat, so genau überein, daß man wohl sieht, P. hat unter den Bahrdtischen Schriften, die er nach Bahrdts Behauptung als einen Raub an sich gebracht hat, auch schon einen Entwurf zu einer Lebensbeschreibung vorgefunden. Man kann also aus dieser Uebereinstimmung auf die Gewißheit der gelieferten Sachen selbst nicht schliessen, und diese können ganz bequem bloß aus der Luft gegriffen oder mit gewissen Nebenzügen ausgeschmückt seyn, die Bahrdts erfinderischer Geist hinzuzufügen oder zu erdichten gut fand, und die Hr. Pott nicht anders, als aus seiner Urkunde zu liefern vermögend war, weil denn doch schwerlich jemand in Leipzig seyn wird, der sich dieser Jugendlappalien noch genau erinnert.

Bahrdt hatte in seiner frühen Jugend schlechte Informatoren. Er entschuldigt seinen Vater theils über die Wahl, theils über die öfftere Abwechselung derselben, mit Gründen, die wenig beweisen. Hr. Pott giebt zu, daß die Lehrer schlecht waren, deklamirt aber in einer Note über das Informatorhalten, unter der Voraussetzung, daß alle Informatoren von schlechter Herkunft, schlechten Sitten, und weniger Unterweisungsfähigkeit sind. Ich denke, die Informatorstelle bei einem Manne, wie der alte Bahrdt, der zu Stipendien und Beförderungen auf mancherlei Art behülflich seyn konnte, war nicht zu verachten; und wäre also nur in der Wahl nicht unvorsichtig verfahren, so würden immer, auch für wenig Geld, gute Informatoren zu haben gewesen seyn. In den damaligen Zeiten nahm z. B. kein vernünftiger Mann einen bloßen Reimschmid zum Informator. Hat also der alte B. dergleichen genommen, so ist's ihm unstreitig zu verargen. Daß eben dieser Mensch sich in Gegenwart seiner jungen Eleven ungesittet und unkeusch betrug, konnte dem Vater ebenfalls bei einiger Aufmerksamkeit nicht verborgen bleiben. Wer seine Söhne mit dem Informator ausgehn läßt, kann, ohne dabei viel Zeit einzubüßen, die Söhne nach ihrer Zurückkunft fra-

gen,

gen, wo sie gewesen sind, und wer außer dem Informator mehr da war. Die unschuldigen Kinder werden gewiß die Wahrheit sagen; ja selbst, wenn der Informator die Erkundigung vorhergesehen, und Stillschweigen anbefohlen hätte, werden sie sich leicht verrathen, und der Vater wird hinreichend von der Lage der Sachen unterrichtet seyn. Erzählt also Bahrdt, der Sohn, wahr, so häufet er immer viel Schuld auf seinen Vater, mehr als durch überhäufte Arbeit, ja selbst durch Mangel pädagogischer Kenntnisse gerechtfertigt werden kann. Etwas wichtiger ist die Entschuldigung, daß der im Bahrdtischen Hause herschende Geldmangel die Annahme tüchtiger Informatoren hinderte. Auch Leute aus guten Häusern sind indessen oft dürftig, und nehmen bei Professoren, die nicht viel geben können, lieber Kondizionen an, als bei stolzen und übermüthigen Civilbedienten, hoffärtigen Edelleuten, bauerartigen Schulzen und Müllern u. s. w. Eben so oft sind auf der andern Seite Leute von schlechter Herkunft, wo nicht gleich manierlich, doch geschmeidig und gelehrig genug, den guten Ton anzunehmen, wenn sie nur gut gezogen werden. Der alte Herr Bahrdt hatte also das Auslesen. Zum Unglück scheint er aber nur immer auf Leute gestoßen zu seyn,

die verwildert oder ungebildet waren. Es ist vielleicht leichter einen Ungebildeten zu bilden, als einen Verwilderten auf den rechten Weg zurück zu bringen. Aus Hrn. Bahrdts ganzer Erzählung sieht man nicht, zu welcher von beiden Klassen seine ersten Hofmeister gehörten; wahrscheinlich aber mögen sie wohl alle zur letztern gehört haben. Er sagt weiter nichts, als daß sie zur geringsten Klasse gehörten; aber er erklärt sich über diese geringste Klasse nicht weiter.

Unstreitig — denn, weil Hr. B. sich nicht erklärt hat, will ich mich erklären — muß man bei Leuten von unmittelbar schlechtem Herkommen am meisten auf seiner Hut seyn, und sie nicht zu Informatoren annehmen, wenn sie nicht entweder schon offenbare Beweise von ihrer Geschliffenheit, oder doch von ihrer Schleifbarkeit geben. Aber die Ungeschliffenheit pflanzt sich oft im gelehrten Stande auf das dritte und vierte Glied fort, und wird unter diesen Umständen oft desto ärger. Ich pflege daher Leute, die einen Landpredigersohn zum Informator ihrer Kinder annehmen wollen, immer sehr vor Uebereilung zu warnen, weil der Vater leicht eines Handwerkers Sohn seyn, und die nicht abge-

legten ungeschliffnen Sitten auf den Sohn fortgepflanzt haben kann. Nicht selten sind diese Leute von mittelbar schlechtem Herkommen schlimmer, als die von den Hefen des Volks zuerst etwas Emporgekommenen. Beide stiften als Informatoren viel Unheil; mich dünkt aber immer, das Unheil kann noch größer werden, wenn der Informator von besserm Herkommen und besserer frühern Erziehuug war, alsdenn aber auf der Universität aus der Art schlug, das etwa Gelernte vergaß, und sich den Lastern überließ. Unstreitig gehört nur wenig Prüfung und Menschenkenntniß dazu, diese Menschenarten von andern zu unterscheiden, und wenn der alte Herr Bahrdt sie annahm, so war das unstreitig ein Fehler. Ob aber dieser Fehler dem Sohne unwiederbringlich geschadet hat, ist eine andre Frage. Da er doch hinterher beßre Lehrer gehabt zu haben gesteht, so hätte er ohne Wunderwerk ebenfalls besser werden können, als er geworden ist.

Herr B. läßt hierbei eine Frage unbeantwortet, die billig nicht unerörtert hätte bleiben sollen. Waren denn damals in Leipzig keine Schulen für ganz junge Leute? Selten sind alle untere Klassen einer oder mehrerer Schulanstalten schlecht. Konnte

nun da Bahrdt, der Vater, seine Kinder nicht in eine dieser öffentlichen Schulen schicken? Oder war es eine Art von Professorstolz, sie von dem öffentlichen Unterricht zurückzuhalten? Herr B. hätte dies wohl, so gut als Hr. Pott entscheiden können; beide haben es nicht gethan. In der That wäre es zwar traurig, aber doch lehrreich, wenn man hören müßte, die untern Lehrstellen waren damals in Leipzig alle so schlecht besetzt, daß ein Professor lieber schlechte Studenten und Kandidaten zu Hauslehrern annehmen, als sich an die öffentlichen Schulen wenden mußte. Waren aber die Schulen damals in erträglichem Stande, oder, mit andern Worten: ist aus andern Kindern, die man den untersten Klassen der dortigen öffentlichen Schulen anvertraute, mehr geworden, als aus Karl Friedrich Bahrdt und einigen andern damaligen Professorkindern, — war das nicht eine Gelegenheit, zum Vortheil des öffentlichen Unterrichts vor dem Privatunterrichte etwas zu sagen? Herr B. konnte dies um so viel sicherer thun, da ein Vater in den jetzigen Zeiten eher entschuldigt werden kann, wenn er mit Uebergehung öffentlicher Schulen eine Pension oder sonst etwas ähnliches für seine Kinder aufsucht, wo nicht alle Menschenstände bunt durch einander sitzen.

So wie des Vaters Einnahme stieg, und derselbe einen höhern Gehalt für die Hauslehrer bestimmen konnte, fand er deren auch bessere. B. ist hier ausführlicher als Pott; nur daß der letztre ein von B. eigenhändig entworfenes Jugendgespräch B's mit seinem Vater einrückt, das, wie er richtig erinnert, nicht viel Kennzeichen der Glaubwürdigkeit an sich hat, sondern wahrscheinlich erst ganz spät von Bahrdten erdichtet ist. Er findet seinen Vater mit einem feisten Dorfpfarrer bey einer Doppelflasche Wein, dergleichen sie oft mit einander auszustechen pflegten (ein satirischer Zug gegen seinen leiblichen Vater!), und macht ihm exegetische Einwürfe gegen die Einheit des Wesens des Vaters und des Sohnes, und gegen die Zeugung des Sohnes; der alte Bahrdt wird über den ketzerischen Sohn böse, klagt, daß sich die Vernunft bei demselben zu regen anfange u. s. w. Hätte der Knabe damals schon dergleichen heterodoxes Zeug plaudern können, so konnte er unmöglich in seinem zwanzigsten Jahre ein ehrlicher orthodoxer Eiferer seyn, wie er doch gewesen seyn will. Diese Konsequenz muß er auch jetzt wohl ganz richtig eingesehn haben, weil er selbst dieses Vorfalls erst späterhin gedenkt. Man sieht indessen so viel daraus, daß er lange mit sich zu Ra-

che gegangen ist, was er für Begebenheiten — gleich viel, ob wahr oder unwahr — in seine Lebensgeschichte hineinbringen wolle.

Gelegentlich erfahren wir, daß der jetzige Hr. Professor Plattner, den er — ich sehe nicht recht, warum — einen hochberühmten Philosophieprediger nennt, mit den Bahrdtischen Kindern gemeinschaftlich unterrichtet ward, und daß Fritz Bahrdt zuweilen, indem der Lehrer sich aufs Bette gelegt hatte, mit dem Bakel unter dem Arme den Informator der übrigen vorstellen mußte.

Daß diese Schulgesellschaft zuweilen Stücke aus der biblischen Geschichte aufführte, erzählt Hr. Pott so gut als Bahrdt selbst; folglich fand ersterer es in dem zum Behuf der künftigen Bahrdtischen Lebensbeschreibung gesammelten schriftlichen Archive, wodurch das Ding, so wenig es sonst unwahrscheinlich ist, wieder sehr verdächtig wird.

Unter den beiden ersten bessern Lehrern hatte unser Bahrdt sehr an Pietät zugenommen. Den dritten, Namens Jäger, behielt er nur drei Vierteljahr; sonst wäre er, wie er selbst versichert, ein Heiliger geworden. Das müssen wir ihm nun freilich glauben, und es steht uns frei, unsere Einbil-

dungskraft damit zu beschäftigen, was auf diesen Fall durch den Heiligen Bahrdt Deutschland für ein Himmel auf Erden würde geworden seyn. Dieser Jäger trug die Züge seiner engelreinen Seele in jeder seiner Mienen, und war fromm wie eine Heloise, — wie fromm war denn Heloise? — und dabei doch so munter und aufgeräumt in Gesellschaften, daß kein Epikuräer vor ihm scheu wurde. Sollte der letzte Theil dieser Beschreibung nicht etwas Non-Sense enthalten? Unstreitig ist eine solche engelreine Seele noch besser, die in Gesellschaften munter ist, und dabei die Epikuräer in Respekt hält, daß sie nicht durchfallen.

Der heloisische engelreine Jäger fällt, und schwängert im Rausch eine vierzigjährige Magd im Bahrdtischen Hause, wird unglücklich und stirbt. Und Hr. Bahrdt, statt sich hier die schickliche Aeusserung zu erlauben, daß ihn Jägers trauriges Beispiel von einer ähnlichen Verirrung nicht abgeschreckt habe, daß er aber kein Thor gewesen sey, sich, wie Jäger, darüber zu Tode zu härmen, — statt dieser Aeußerung was thut er? Erinnern Sie sichs noch aus dem Lesen seines Lebens? Er citirt seine analytische Erklärung der Briefe der Apo-

stel, und erklärt sie, wie er sagt, nach Biographenpflicht und Fug feierlich für eine seiner besten Schriften. Diese originelle Stelle steht S. 69. Weiter kann man den Egoismus nicht treiben!

Achter Brief.

Bahrdt auf niedern Schulen.

Nun kömmt Bahrdt, weil der Vater die Hauslehrer aufgiebt, auf ein Jahr in die Niklasschule, wo er aber nichts lernt. Bei dieser Gelegenheit ein Ausfall auf den seligen Reiske, dessen schlechter Vortrag beschrieben wird, ungeachtet B. demselben nicht beiwohnte, sondern nur in die Klasse des Konrektor Adami kam. Es war da nichts zu lernen, sagt er. Hr. Pott hingegen, der sich hiebei veranlaßt findet, auf die Einrichtung der Schulen in Sachsen nachdrücklich loszuziehen, meint, B. habe zu seinen Kenntnissen in der Kritik, in den alten Sprachen und in der Philologie gewiß auf der Nikolaischule den Grund gelegt. Er setzt hinzu, daß

unter der Brut, die des alten, einfältigen, arabisch-griechischen Reiske, und des nicht so gelehrten, aber wenigstens eben so lächerlichen Konrektors spottete, Friedrich Bahrdt der Anfänger und Vollender aller boshaften Jungenstreiche war, und daß er zuletzt relegirt werden sollte, als er es so eingerichtet hatte, daß ein Lehrer den Esel, der Bahrdten umgehängt werden sollte, selbst um den Hals bekam. B. ist so schamhaft, dieser ihm zugedacht gewesenen Relegation nebst der Eselsgeschichte *) gar nicht zu erwähnen, sondern gesteht nur im Allgemeinen, daß die Schüler überhaupt und er mit es sehr schlimm gemacht hätten, und daß er selbst insbesondre auf Kosten eines gewissen Hn. von Hohenthal witzig zu seyn gepflegt habe, dem er eine Hammelsnatur beilegt. Dieser Herr von Hohenthal ist weiter nicht charakterisirt, kann aber leicht noch leben, und würde berechtigt seyn, Hn. Bahrdt wegen dieser Erzählung injuriarum zu belangen.

Nunmehr geht es mit Bahrdten auf die Schulpforte, welche recht tief herunter zu setzen er so we-

*) Hr. Pott verspricht einen Anhang zu Bahrdts Leben unter dem Titel: vermischte Schwänke aus Bahrdts Leben, wo noch mehr Schulstreiche vorkommen sollen; cui bono?

nig als Hr. P. Worte genug finden kann, obgleich so mancher, in der Folge äußerst brauchbar gewordne Mann seine Schuljahre dort zugebracht hat, wodurch alle zu bittre Kritik auf einmal zu Schanden wird. Weil B. in Ansehung seiner eignen Begebenheiten mehr ins Detail geht, so wollen wir bei ihm allein stehen bleiben, und nur das noch vorher erwähnen, daß Herr Pott ihn hier wirklich relegiren läßt, da er selbst hingegen versichert, seine Bitte und die dem Vater zugekommene Nachricht von seiner unglücklichen Lage auf der Schulpforte habe denselben bewogen, ihn von da fortzunehmen, und in einem Alter von kaum vollen funfzehn Jahren nebst seinem noch jüngern Bruder die Akademie beziehen zu lassen.

Publizität ist immer eine heilsame Sache, auch wenn sie zu spät kömmt. Hr Bahrdt überschreibt sein achtes Kapitel: Schulpforte, wie sie zu meiner Zeit war. Ist seine Beschreibung vollkommen wahr, und der jetzige Zustand dieser Fürstenschule ist gegenwärtig anders und besser, so wird man begierig seyn, den Namen des würdigen Mannes zu erfahren, der diese Veränderung bewerkstelligt hat. Hr. B. sagt davon kein Wort, sondern scheint ge-

glaubt zu haben, daß, wenn die Schulpforte jetzt besser sey, als zu seiner Zeit, derjenige, dem diese Verbesserung zu verdanken ist, ja nur nach seinem Beispiel sein eigenes Leben herausgeben dürfe, um der Welt das in vielen Bogen bekannt zu machen, was ihr in einer einzigen Zeile, oder höchstens auf wenigen Blättern, bekannt gemacht werden konnte. Oder ist der Zustand noch immer der nämliche, -- wie in der That Herr P. uns scheint glauben machen zu wollen, — was hat da die Publizität den Fürstenschülern geholfen? Oder endlich sind die Erzählungen unrichtig oder wenigstens übertrieben — der ehemalige Zustand mag nun fortdauern oder nicht — warum widerlegt man sie nicht?

Was mich betrifft, so bin ich geneigt, das letzte zu glauben, daß nämlich B. der Sache etwas zuviel thut. Ich besinne mich nicht mehr auf diejenigen, die mir vor einigen zwanzig Jahren allerlei von der Schulpforte erzählet haben, und kann also von ihrer Glaubwürdigkeit kein Urtheil fällen; aber dessen besinne ich mich noch sehr wohl, daß diese Leute mehrentheils über die zu weit getriebene Strenge der Lehrer gegen die Schüler klagten, und insbesondre von so genannten Fustigazionen viel erzählten, und

diese als äußerst barbarisch beschrieben. Ich habe seitdem manchen Mann kennen lernen, der auf der Schulpforte theils zu Bahrdts Zeit, theils später erzogen ist; aber ich bin nicht darauf verfallen, von einer Sache, die mich im Grunde zu wenig interessirt, Erkundigung einziehen zu wollen.

Indessen muß ich, bis ich besser unterrichtet bin, vor der Hand schon alles, was Bahrdt von der Schulpforte zu berichten für gut befunden hat, als wahr gelten lassen, bediene mich aber meines Rechts, darüber Anmerkungen zu machen.

Wenn eine Schule so verderbt und voller Mißbräuche ist, wie B. die Schulpforte beschreibt, so taugt deren Rektor schlechterdings nicht. Nun aber nennt B. den letztern immer den würdigen Freitag, ohne uns zu erklären, wie ein Mann, der offenbaren Mißbräuchen nicht steuert, würdig heißen kann. An der Einrichtung, daß ein Schüler über ein Paar andre die Aufsicht führt, ist nichts auszusetzen, so bald nur dafür gesorgt wird, daß der Aufseher oder der Obergesell die ihm untergeordneten zum Guten anhalten will. Ein junger Mensch kann bei dem andern, wofern es ihm nur ein rechter Ernst ist, weit mehr gutes stiften, als drei oder vier alte und ernst-

hafte Lehrer zu thun vermögen. B. selbst hatte ja auch einen vernünftigen Obergesellen, und so werden ihn wohl mehrere gehabt haben. Aber das war freilich abscheulich, wenn es wahr ist, daß jeder Primaner sich für berechtigt hielt, einen Sekundaner zu maulschelliren und zu nasenstübern, wie er wollte. Es ist auf einer jeden Schule dieser Art das allernothwendigste, daß ein Schüler vor den Anfällen des andern sicher sey, und ich kenne mehr als Eine Schule, worinn man es darinne zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Alle Schuld liegt wahrlich, wenn die Sache sich so verhält, an dem alten Freitag, auf den Herr Bahrdt nichts kommen lassen will.

Das Essen in dem Speisesaal oder Cönakel war schlecht, sagt B. In zwei Jahren bekam er kein grünes Gemüse zu kosten (S. 85). Wo blieb aber das viele Gemüse, das natürlich in den großen Gärten des Klosters wachsen mußte?

Die obern Schüler forderten den untern das ab, was sie nicht essen konnten oder wollten, oft auch manches, das sie noch gern gegessen hätten. Das mußten ja die Aufseher, die im Speisesaal gegenwärtig waren, bemerken. Wie verhielten sie

sich, wenn sie es bemerkten? Davon sagt uns B. wieder kein Wort, und ist also ein unvollkommner Erzähler. Daß in der Siechenstube gutes Essen war, gesteht er doch selbst; folglich muß es doch nicht ganz an guter Aufsicht in diesem Stück gefehlt haben.

Die Wahrheit ist, daß bey jungen Leuten, die an Freitischen zusammen speisen, gar zu leicht sich eine Sucht das Essen zu tadeln, verbreitet. Ich habe selbst davon mehrere Erfahrungen gehabt, und ich erinnere mich, in spätern Jahren verschiedene meiner Kommilitonen gefragt zu haben, ob sie sich nicht den ehemaligen Tisch jetzt wieder zurückwünschten, wenn sie ihn nur haben könnten; sie sind so aufrichtig gewesen, es mit Ja zu beantworten. Gemeiniglich geben Leute von schlechtem Herkommen dabei den Ton an, und diejenigen, die etwas besser Bereitetes zu essen gewohnt waren, die es aber wohl an den Fingern abzählen konnten, daß sie am Freitische das väterliche Essen nicht wiederfinden würden, folgen dann nur gar zu leicht nach. Eine Anmerkung, die B., wenn er billig wäre, zu machen nicht hätte verabsäumen sollen.

Die harte Behandlung der sogenannten Pfeifjungen (Klätscher) war, wie man sieht, doch immer noch in den Schein des Rechten gehüllt. Ein Pfeifjunge brauchte nur nie zu spät zu kommen, nie ein Buch oder seinen Spanier (Hut) zu vergessen, nie mit einem Loche im Strumpfe zu erscheinen, so konnte ihm kein großer Schüler, der die Würde eines Inspektors bekleidete, etwas anhaben.

Wir lassen jetzt die Schulpforte, um uns blos mit dem Schüler Bahrdt zu beschäftigen! Er giebt sich selbst das Zeugniß eines angestrengten Fleißes, und eines freundlichen und angenehmen Knaben (S. 102), womit Hr. P. nicht so allerdings einstimmt, indem er vielmehr versichert, Fritz Bahrdt habe sich hauptsächlich durch seine Sucht, Hetzereien und Klatschereien anzustiften, dort so überschwenglich viel Ohrfeigen und Nasenstüber zugezogen. *) Mit einer Art von Wohlbehagen spricht er von seinen lateinischen Versen, die er schon damals machte; aber wenn sie nicht richtiger waren, als die sind, welche

*) Nach Bahrdts eigener Rechnung belief sich die Anzahl aller Ohrfeigen, die er während seines Aufenthalts auf der Schulpforte erhielt, auf ungefähr 500. Wie viel hat er davon wider Verdienst empfangen?

unter seiner Büste stehen, so waren sie auch für einen Pfortenschüler noch schlecht genug. Wie die griechischen, die er selbst verachtet, wohl mögen beschaffen gewesen seyn! Nicht einmal den Trößer, den er mit dem lateinischen Gradus ad Parnassum vergleicht, weiß er zu nennen.

Neunter Brief.

Bahrdt als Student.

Wenn ein andrer gewöhnlicher Mensch seinen Sohn in einem zu frühen Alter auf die Universität schickt, so ist er ohne weiteres ein Narr. Die Söhne der Professoren aber machen billig eine Ausnahme. Die jungen Bahrdte wurden also sehr früh in die akademischen Geheimnisse eingeweiht. Mit großem Erstaunen liest man, daß unserm unbärtigen Helden sogar die Wahl seiner Kollegien überlassen ward.

Ueber Crusius ist wohl nie auffallender geurtheilt worden, als B. thut, wenn er (S. 118) sagt: Er war als Philosoph der richtigste Denker, und

als

als Theolog der größte Phantast! Zwar weiß ich, daß viele andre manche theologische Meinungen des sel. Crusius für Träumereien und Einbildungen erklärt, und ihn dabei dennoch als Philosophen bewundert haben. Aber ihn als Theologen ganz für einen Phantasten zu erklären, dazu gehört eine Bahrdtische Stirn. Herr T. in seinem Buche über Ernesti drückt sich auch über den Theologen Crusius viel bescheidner aus, konnte auch nicht wohl anders, da in seinem ältern theologischen System vieles von Crusius entlehnt ist, wie dies auch mit unsers B's älterm System hin und wieder der Fall war. In Berlin hält man von Crusius philosophischem System nicht viel (ungeachtet viele Crusianer behaupten, daß der jetzt von vielen Berlinern fast vergötterte Kant vieles aus Crusius Werken entlehnt, und nur etwas überkleidet habe), und wenn man da von seiner Theologie ganz schlecht spricht, so ist es kein Wunder; aber dabei kann man ganz konsequent handeln. Wie hingegen Bahrdts Urtheil über ihn konsequent heißen könne, sehe ich schlechterdings nicht ein. Auch Hr. P. zieht sehr auf Crusius los, womit ich mich aber nicht aufhalten will.

Bahrdt ward, wie er sagt, in Crusius Schule Philosoph und Schwärmer zugleich. Wie er die

Schwärmerei nach und nach ablegte, und bei jedem einzelnen Vorfalle dieses Ablegens sich immer einbildete sie ganz abgelegt zu haben, sieht man aus seiner ganzen Lebensbeschreibung. Nun wird er wohl schwerlich noch etwas abzulegen haben. In Ansehung der Philosophie findet man aber gar keine Nachrichten von einigem Ablegen. Folglich wird da wohl noch alles beim Alten seyn, und wenn B. sehr alt wird, und mit Verspottung der Theologie den allgewaltigen Magen nicht länger friedigen kann, so wird die Reihe auch an die Philosophie kommen, wo man aber, aus bekannten Gründen, mit bloßem Lachen nicht so weit kommt, als in der Theologie. Ich bin neugierig auf diese Epoche. In Bahrdts neuesten Schriften merkt man wenig Crusische Philosophie mehr, so daß er viel davon ausgeschwitzt haben kann; Bücher hat er nicht, wie er mehrmals versichert; und Crusius Werke werden in Halle auch schwerlich sonderlich geliehen zu bekommen seyn, wenn es dort auch nicht aus der Mode käme, Bahrdten zu leihen. Da will nur sehen, wie er es anfangen wird, Crusius zu widerlegen.

Als Crusianer freute sich Bahrdt, oder verlangt wenigstens, daß wir es ihm glauben sollen, auf die

bevorstehende allgemeine Judenbekehrung, deren Einbruch doch Crusius bekanntermaßen nicht so bald erwartete; er betete um die baldige Beginnung des tausendjährigen Reichs. Die Hand aufs Herz! Hat B. wirklich darum gebetet, überhaupt in frühern Jahren so viel gebetet, als er uns in seiner Lebensbeschreibung glauben machen will. Der fleißige Beter thut solche Fehltritte nicht, als B. gethan hat; das geben meines Wissens selbst diejenigen Theologen zu, die dem Gebet blos eine Erweckungskraft zu guten Handlungen beilegen. Mußte aber B. als Crusianer um so etwas beten? Bei Crusius war bekanntermaßen, wie bei Bengel, alles nach ganzen und Neunteljahren berechnet. Das tausendjährige Reich hatte also seinen bestimmten Anfang, und die frühere Beginnung desselben war durch Beten nicht zu erhalten. Bahrdt hat also entweder nicht darum gebetet, welches am wahrscheinlichsten ist, oder, wenn er es that, so zeigte er dadurch weiter nichts, als daß er Crusius nicht verstanden hatte. Jetzt kommt etwas, das wir ihm eher glauben können, als das Beten! Er schwur — Aufgabe: wie vielmal öfter in seinem Leben er wohl mag geschworen als gebetet haben? — Christus habe das Blut, das er am Kreuze vergossen, wirklich und in natura mit in

den Himmel genommen. Bei dieser Gelegenheit macht Herr B. einen Unwissenheitsfehler, der fast unmöglich von einem, der die Crusische Meinung jemals gründlich, das heißt, auch mit Zurathe ziehung der gelehrten Geschichte studirt hat, begangen werden kann. Er sagt: wie Crusius und sein Nachfolger Bengel es aus der Versicherung Pauli bewiesen haben. Welcher Anfänger in der Geschichte theologischer Meinungen weiß nicht, daß nicht Bengel das Crusische, sondern Crusius das Bengelsche System adoptirt hat? Ernesti stichelte mit dem Namen der Bengelisten nur zu häufig auf Crusius. Woher also dies Hysteron-Proteron des lieben B.? Zu meinem Leidwesen weiß ich ihm gegen den Verdacht der Unwissenheit auch nicht einmal mit der Vermuthung eines Druckfehlers zu helfen. Eher möchte in die gleichfolgende Stelle ein Druckfehler eingeschlichen seyn, wo er sagt, er habe die Dreieinigkeit so aus der Metaphysik demonstrirt, daß er vorausgesetzt, Gott müsse von Ewigkeit her ein Objekt des Vergnügens, und zwar ein solches, das in ihm selbst vorhanden, gehabt haben; dazu wäre aber Eine Person zu langweilig, mehr als drei aber nicht nothwendig, wo vielleicht entweder statt Eine oder auch statt drei eigentlich zwei sollte gelesen werden.

Er studirte so ein Paar Jahre bei Crusiussen fort, uud schloß Sprachen und Geschichte, welche allein den Kopf aufräumen, ganz aus. Was sagen Sie zu diesem Lobspruche der Sprachen und der Geschichte? Beide können den Kopf aufräumen, ob ich gleich zweifle, daß Bahrdt, wenigstens durch die ersten — denn ich werde bald weiter von der Armseligkeit seiner Sprachgelehrsamkeit zu reden haben — viel bei sich aufgeräumt habe *); aber das hauptsächlichste Aufräumen geschähe, dächte ich, doch immer durch die Philosophie. Diese muß ja selbst in den Sprach- und Geschichtsstudien unsere Leiterin seyn.

B. tadelt und lobt sich durch einander, und dabei widerspricht er sich öfters. So sagt er von seinem Universitätsleben S. 116: An Lektüre und an Privatfleiß wurde so wenig als an die Leitung dessel-

*) Ein Freund, der dieses liest, fragt mich: Und wann hat denn Bahrdt durch die Geschichte in seinem Kopf aufgeräumt? Wüßte er Geschichte, so würde er zuweilen darauf anspielen, wie auf die Bibel; aber dies thut er nie. — Ich wußte dem Freunde nichts zu erwiedern. Daß B. in der Kirchengeschichte schlecht beschlagen sey, behauptet Hr. P. S. 74.

ben gedacht. Vielleicht soll man hinzudenken: von meinem Vater; aber er sagt gleich darauf: worauf ich verfiel, das geschah. Also hat es das Ansehen, als wenn auch er nicht daran dachte. Aber S. 125 heißt es dagegen: Ich fing tausenderlei an, bald in Absicht auf Lektüre, bald in Absicht auf eigne Uebung im Niederschreiben meiner Gedanken. Das Vornehmste ist, daß er bald hernach gesteht: Ich blieb im Ganzen ein trübseliger Ignorant. Die folgende Geschichte allein kann nur zeigen, wodurch und in welcher Lebensperiode diese trübselige Ignoranz aufgehört, und da will sich, wie ich zeigen werde, nicht so recht etwas finden. Hr. Pott spricht rühmlicher von Bahrdts erlangter Geschicklichkeit auf der Akademie, als B. selbst.

Als Student ward B. in seinem funfzehnten Jahre seinem Geständnisse nach, zur Unkeuschheit, oder, wie er auf eine einem ernsthaften und reuvollem Manne wenig anständige Art spaßhaft sagt: in puncto puncti verführt. Hr. Pott (S. 110) will diesen Zeitpunkt etwas früher, nämlich ins vierzehnte Jahr, und also vor die Universitätsjahre setzen; eber er kann unrecht haben, weil B. so heilig versichert, er habe auf der Schulpforte noch

nichts von Geschlechtstrieben und allen dahin gehörenden Dingen gewußt. Wie dem auch sey, so ist die Beschuldigung (S. 130) gegen christliche Gesetzgeber zu hart, daß sie die Bestrafung der Verführung der Jugend gar nicht für ein Objekt ihrer Aufmerksamkeit halten. Die Deklamation ist hier ohnehin umsonst, da selbst Bahrdts Vater von dieser angeblichen Verführung nichts merkte, und folglich sie der Obrigkeit noch weniger zu Ohren kommen konnte.

Was soll man übrigens von dem sonderbaren Rathe sagen, den B. den Aeltern ertheilt, um ihre Söhne vor Ausschweifungen zu bewahren, wobei er auf eine ebenfalls wieder sehr unschickliche Art S. 131 seine Besorgniß äußert, die Herren Söhne möchten deshalb auf ihn schmälen? Sie sollen ihnen wöchentlich nur 2 Groschen Taschengeld geben. Hat man jemals etwas einfältigers gehört? Er meint, er habe dieses schmalen Taschengeldes wegen weder unter Studenten gehen, noch sich in Spiele einlassen, noch Dörfer und Wirthshäuser besuchen, und folglich — auch beim andern Geschlechte dasjenige wenig oder gar nicht haben können, was einmal ohne Bezahlung nicht zu haben sey. So erfahrungslos ist B. doch wohl nicht, daß er nicht wis-

ken sollte, wie alles dies nur bei höchst wenig Leuten ein genugsam starker Riegel sey, sie von Ausschweifungen zurück zu halten. Freilich nur wenig Väter können sagen: Ich habe meinem Sohne gute Grundsätze mit auf die Universität gegeben, und vermöge dessen bin ich sicher, daß er in keine Verirrung gerathen wird; denn zwar sehr viele Väter geben ihren Kindern Grundsätze mit, die sie selbst für sehr gut und stark halten, die aber ihre Kraft hernach nicht beweisen wollen, allein wenige sind deren, welche den rechten Punkt, und ich will es dreist sagen, die rechte Mittelstraße zu treffen wissen. Bahrdt möchte immerhin einmal einem Kommerce beigewohnt haben, wie er es rühmt, daß er es nicht gethan hat; — was ist es denn nun am Ende für ein Unglück, wenn jemand ein- oder ein paarmal bei dieser handwerksburschenmäßigen Belustigung gewesen ist? lachen wird mancher, noch in seinen alten Tagen, daß er an einer Narrheit oder Tollheit Theil nahm, die einem Musensohn keine Ehre bringen kann; aber da sie ihn weder arm, noch niederträchtig, noch lüderlich macht, so wird er doch schwerlich auf seinem Todbette daran zurück denken. Eben so möchte er auch allenfalls einmal einen Degen gezogen, d. i. ein Duell gehabt haben. Die

meisten Duelle der Studenten sind Kindereien, welche ganz aufhören würden, wenn die Obrigkeit sie nicht noch als unerheblichere Kindereien betrachtete, als sie wirklich sind. Wie selten geschieht Schade dabei! Möchte er ferner zuweilen ein Trinkgelag besucht haben, in so fern dies von einem Kommerce unterschieden, und vermuthlich noch ein klein wenig ehrbarer ist, oder endlich, welches, unter allen den bösen Dingen, die er wegen seines geringen Wochengeldes unterlassen zu haben sich rühmt, das allererträglichste ist, möchte er gar einmal auf einem Schlitten gefahren seyn. Er könnte dabei doch ein guter, nutzbarer Prediger und musterhafter Kathederlehrer geworden seyn, wenn nur nicht am Ende noch ein garstiges und hinzukäme: Und ich kann dafür, daß mich mein Vater so karg behandelt hat, von mir prädiciren, daß ich in puncto puncti — immer wieder der lustige Studentenausdruck! — in den zehn Jahren bis zu meiner Verheirathung *), weniger gethan habe, als die meisten jungen Leute,

*) Wohl zu merken, Hr. B. will das Ansehn haben, daß er als Ehemann hierinn nie gefehlt habe. Keine einzige Verirrung dieser Art führt er an, ob sie ihm gleich seit kurzem in einer öffentlichen Schrift seines Schwagers Schuld gegeben worden.

die einmal mit der Sache Bekanntschaft erlangt haben, in einem Jahre zu thun pflegen. Nun so hatte ja denn doch das schmale Wochengeld nicht ganz geholfen, das er ja ohnehin in den letzten Jahren nicht mehr genoß, sondern als Magister und Catechet sich das Wochengeld selbst gab. Wie herrlich wäre es, wenn anstatt dieser für die meisten jungen Leute injuriösen Beschuldigung — denn was ist injuriöser, als seine Ausschweifungen, nach Art lüderlicher Weibsbilder, mit der pöbelhaften Ausrede bemänteln wollen: andre haben es noch ärger gemacht, als ich? — B. uns sagen könnte: ungeachtet ich einmal durch die häßliche vierzigjährige Magd die unglückliche Bekanntschaft mit der Sache gemacht hatte, so war ich doch Held genug, mehrere Jahre hindurch mich vor der Wiederholung zu hüten! Dann wäre doch noch etwas lehrreiches bei der Lebensbeschreibung. Jedoch freilich Wahrheit soll das höchste Gesetz des Geschichtschreibers seyn, und er muß sich uns schildern wie er war. Also, ungeachtet seines schmalen Wochengeldes, ungeachtet des Ruhms, den er anderswo (S. 72) sich selbst giebt, daß er nicht eigentlich verliebter Natur sey, schweifte B. doch aus, und setzte es bis zu seiner Verheirathung, folglich auch noch als

Professor zu Erfurt, fort. Wenigstens folgt dies deutlich aus seinem vorher wörtlich genau angeführten Geständnisse. Und wenn er dabei noch ein Wort sagte von Gewissensbissen, hernach empfundener Reue, Versuchen sich Gewalt anzuthun! Nichts von allem diesen, sondern diejenigen jüngern Leser dieser Lebensbeschreibung, welche wie B. früh gefallen sind, sollen lieber an den Fatalismus glauben, sich allenfalls einbilden, es müsse so seyn, und, wenn sie nicht weiter können, die Schuld auf die Gesetzgeber schieben, oder das übrige Jünglingsgeschlecht beschuldigen, daß im Ganzen es niemand besser mache, Keuschheit eine unter dem Monde unerhörte Tugend, und Luderleben am Ende so etwas unverzeihliches nicht sey, als einige mürrische moralische Pedanten uns weiß machen wollen. Ich scheine Ihnen doch hier gegen B. nicht zu hart? Er spricht in seinen neuesten Schriften von den Strafen der menschlichen Vergehungen so, daß er keine andere, als die natürlichen Folgen derselben anerkennen will. Er hat die Sünden gegen das sechste Gebot so selten getrieben, daß seine Gesundheit nicht darunter gelitten hat. Wäre er etwas vorsichtiger gewesen, so hätte auch seine Ehre nicht gelitten. Eine Sünde ohne Strafe ist so gut als

gar keine Sünde. Hütet sich also ein Bahrdtischer Schüler und Nachahmer nur vor diesen beiden bösen Folgen, so wird er sich alles erlaubt glauben.

Wenn B. seine etwas edlern Verliebungen erzählt, so tritt er bei dieser Gelegenheit wieder mit Hn. P. in einen Widerspruch, den ich nicht zu vereinigen weiß. Er rühmt S. 146. seine frühzeitige Angewöhnung an den höchst möglichen Grad von Reinlichkeit an seinem Körper sowohl als an seinem Anzuge. Hingegen finde ich im Pott (S. 39) folgende Stelle: „Von seinem zweiten Lehrer, einem „gewissen Schulz, einem entsetzlich schmuzigen Menschen, hängt Bahrdten wahrscheinlich noch heutiges Tages sein cynisches Wesen in Wäsche, Kleidung und häuslicher Einrichtung an.“ Wer unter beiden redet nun die Wahrheit?

Noch weit auffallender ist indessen folgende Verschiedenheit. Pott erzählt trocken weg (S. 76): „Unser Bahrdt ließ sich eines Tages (die Ursache ist „uns unbekannt, doch hatte er vermuthlich triftige „Gründe) nebst noch einem seiner Kommilitonen als „preußischer Husar anwerben. Allein kaum hatte sein Herr Vater diese schreckliche Nachricht vernommen, als er eilte, ihn loszukaufen.“ Dieser Husa=

rengeschichte erwähnt Bahrdt in einem eignen Kapitel, welches er — warum? mag ein andrer rathen, vielleicht um etwas witziges zu sagen — einer theologischen Fakultät gewidmet hat, ebenfalls, aber so daß er die ganze Geschichte für unwahr erklärt, und mit nicht unwahrscheinlichen Umständen erzählt, daß ein andrer Bahrdt, der Sohn seines zu Wittenberg lebenden Vaterbruders, in Leipzig unter die Preußischen Husaren gegangen, und daß man aus Verwechselung der Personen allen in den nächsten Tagen aus Leipzig abgegangenen Briefen das Postskript angehängt, der gute Dr. Bahrdt habe das Herzeleid erlebt, daß sein hoffnungsvoller *) Sohn ihm entlaufen und unter die Husaren gegangen sey. Er setzt hinzu, in Leipzig habe sich, weil man ihn täglich in seiner gewöhnlichen Kleidung gesehen, der Irthum sehr bald offenbart. Und dem ungeachtet erzählt Pott, der dies schwerlich in seinen schriftlichen Bahrdtischen Nachrichten gefunden

*) Wie wenig moralisch wahrscheinlich ist, daß alle Briefe aus Leipzig, noch dazu alle in einem Postskript, dieses erdichteten Vorfalls Erwähnung gethan, alle Briefe den Sohn des D. Bahrdt hoffnungsvoll, kein einziger ihm einen wilden Menschen und Windbeutel genannt? Bahrdt voltärisirt hier offenbar.

haben kann, es nach. Ich glaube, er hat sich übereilt, und Bahrdt hat diesmal völlig richtig erzählt. Aber dafür ist es auch eine Lust zu sehen, wie der letztere bei dieser Antastung seiner Ehre über die Briefklatschereien predigt und loszieht, und zu gleicher Zeit die sehr überflüssige Mühe übernimmt, sich gegen das bei seinem letzten Arrest durch einige Zeitungen verbreitete Gerücht, als wenn er ein falscher Münzer sey, zu vertheidigen, wobei er kalkuliret, daß er unschuldigerweise in die Mäuler von vierzig tausend Menschen gekommen sey, ungeachtet er seines Arrestes wegen, der dann doch wirklich auch keine rühmliche Veranlassung hatte, in wenigstens eben so viel Mäuler kommen mußte. Das Schlimmste ist noch, daß unmittelbar, nachdem er seine etwas langweiligen Klagen über die Klatschereien, welche doch von einigen andern neuern mit Herrn Bahrdt gleichdenkenden Theologen unter dem Namen der Medisance als eine der Welt gar nützliche Sache vorgestellt werden, kaum geendigt hat, er selbst etwas hinschreibt, das ihn von neuem in der Leute Mäuler bringen kann. Heißt nicht die Aufschrift des zunächstfolgenden Kapitels: Ich, als Löwensteinischer Dragoner? Nun darf nur jemand kommen, der das Buch blos durchblättert, so wird er weiter

erzählen, Bahrdt ist einmal unter die Oesterreichischen Dragoner gegangen, und hat es in seiner Lebensgeschichte selbst erzählt. Uebrigens ist die Löwensteinische Dragonergeschichte sehr fade erzählt und äuserst uninteressant, trägt auch sogar einige Spuren hinzugelogener Umstände an sich.

Zehnter Brief.

Magister Bahrdt, das große Licht.

Ich übergehe die langweiligen Liebschaften *) unsers theuern Bahrdts, seine gewaltsame Eroberung eines Manuskripts von Fausts Höllenzwang, ja so-

*) Bei einer derselben schrieb er (S. 176) einen Liebesbrief zusammen, welchen seiner Einbildung nach kein Goecking an sein Nantchen herzbrechender schreiben konnte. Goecking ward bekanntermaßen erst geraume Zeit nach dem siebenjährigen Kriege Schriftsteller, wie ist es also möglich, daß ums Jahr 1760. ein verliebter Tropf sich hätte einbilden können, er schriebe herzbrechender als Goecking? Wenn unser Bahrdt nur etwas seiner Einbildung nach Witziges sagen kann, so scheut er keine Parachronismen.

gar seine erste Predigt, um ihn desto geschwinder die höchste Stufe in der Weltweisheit erklimmen zu lassen. Er spottet über das Magisterexamen, aber er beweist zugleich, daß er noch jetzt in einem strengen Magisterexamen könnte abgewiesen werden, so wie er es damals nicht ward, ob er sich gleich den schlechtesten unter den damaligen Kandidaten des Magisteriums nennt. Wer weiß nicht, was eine Aphthonianische Chrie ist? Wer weiß nicht, daß sie von dem Aphthonius, einem bekannten griechischen Sophisten, den Namen hat? Und unser theologischer Dr. Bahrdt, der mit so weiser Mine auf die Chrie herabsieht, kann bis auf diese Stunde den Namen der Chrie noch nicht schreiben. Er hatte in Leipzig Avtodidakt sprechen lernen, fand aber hernach, daß Autodidakt gebräuchlicher sey; nun schloß er, es sey auch besser, daß er das, was er in Leipzig eine Avtonianische Chrie genannt hatte, eine Autonianische nennen müsse, und so nennt er sie wirklich S. 229. Dadurch ist die Gelehrtengeschichte mit einem bisher unerhörten Schriftsteller Autonius vermehret, von dessen Existenz unser gelehrter Verfasser niemand bereden möchte, als die Frucht seiner eigenen Lenden, den würdigen Pastor Rindviegius, von dessen Leben und Thaten ich eben einige Probebogen

er=

erhalte. *) Wars nun Wunder, daß Bahrdtius, der den Aphthonius nie mit Augen gesehn hatte, am ersten mit der Aphthonianischen Chrie fertig war, indessen seine Mitkollegen des Magisterthums, die wenigstens den Namen Aphthonius zu schreiben verstanden, noch an den Federn kauten? Wurden nicht etwa auch lateinische Verse aufgegeben? Mit denen wird Magistrandus Bahrdt vermuthlich eben so geschwind fertig gewesen seyn, aber sie werden auch wohl denen unter der Büste an Unrichtigkeit nichts nachgegeben haben.

An seinem Promotionstage half er den Plan ausbrüten, daß die Universität Wittenberg einen alten Holzhacker, Namens Andreas, für baares Geld zum Magister machen sollte. Der Spaß gelang, wie er erzählt; aber erstlich weiß Gott, ob er wahr erzählt, zweitens kann dieser Streich jeder Fakultät zu unsrer Zeit eben so leicht gespielt werden als der Wittenbergischen, und drittens, da Andreas durch eine eingeschickte Aphthonianische Chrie Ma-

*) Man wird wohl thun, wenn man Bahrdts und Rindviegius Leben gleich hinter einander liest, um dann aus der Vergleichung à la Mauvillon zu beweisen, daß beide Einen Verfasser haben.

gister geworden seyn soll, Doktor Bahrdt aber den Namen einer solchen Chrie nicht mit den rechten Buchstaben zu schreiben versteht, so haben Andreas und Karl Friedrich sich eben so wenig etwas einander vorzuwerfen, als die beiden Fakultäten, durch welche sie kreirt, d. i. aus nichts zu etwas gemacht wurden.

Jetzt geht es auf die Habilitationsdisputation los, deren Titel er vergessen zu haben affektirt. Da er selbst gesteht, daß nichts daran war, so verdient sie keiner weitern Aufmerksamkeit.

Unter den Disputationen, die er für andere schrieb, und unter seinem Vorsitz vertheidigen ließ, meint er, waren verschiedene ziemlich gut gerathen, und die über Ps. 2. und Ps. 8. am besten. Er bedenkt aber nicht, daß, wenn nur einigermaßen ein gesunder Bissen an diesen Disputationen gewesen wäre, der alte Ernesti ihrer aus Freundschaft für den alten Bahrdt in seiner theologischen Bibliothek würde erwähnt haben *); welches er aber weislich

*) Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß zu den damaligen Zeiten in den Leipziger gelehrten Zeitungen manche dieser Bahrdtischen Disputationen, zwar nicht ohne Lob, aber auch keine einzige ohne Tadel, angeführt wurde. Im zweiten Psalm übersetzte er continuo te genero. Das war nicht orthodox, aber noch weniger vernünftig.

unterlassen hat. Beiläufig giebt B. dem Latein, worinne diese Disputationen geschrieben sind, das Lob, daß es erträglich gewesen sey. Gleichwohl schrieb er einige Jahre hernach, wie seine Schriften zeigen, noch ziemlich schlecht Latein, und da er schwerlich so früh zurückgelernt haben wird, so wird die Latinität jener unverdauten Disputatiönchen unstreitig wohl noch schlechter gewesen seyn. Die gegen Febronius, über welche alle kluge Leute den Kopf heftig schüttelten, erklärt er jetzt selbst für armselig. Er hätte immer die exegetischen mit in eben denselben Topf werfen sollen.

Ich habe schon erwähnt, daß Hr. P. von den Schriften Bahrdts hin und wieder bessere Notizen giebt, als Bahrdt selbst. Dies leidet nun, nachdem Bahrdts vierter Theil erschienen ist (denn auch dieser ist jetzt bereits in meinen Händen), zwar in so fern eine Ausnahme, daß diesem vierten Theile ein vollständiges Verzeichniß aller Bahrdtischen Schriften angehängt ist; allein im Zusammenhange der Erzählung hat Bahrdt von manchem geschwiegen, was P. benutzt hat. Dies gilt zum Beispiel von der ersten unter allen Bahrdtischen Schriften, der Abhandlung de usu linguae arabicae ex comparatione cum he-

braea. Lipſ. 758. 4. Ich kenne das Dingelchen nicht ſelbſt, aber unſer T., welcher alle dergleichen Schriftchen ſorgfältig zu ſammeln pflegte, ſagte mir, daß er es unausſprechlich elend gefunden hätte; wie dies mit den meiſten in die Arabiſche Litteratur hineintappenden Schriften bei ihm der Fall war. Wenigſtens läßt ſich aus Bahrdts ſpätern Schriften, wo er zuweilen ſeine arabiſche Kenntniß Schau zu tragen verſuchte, und ſich damit trefflich blos gab, mit Recht ſchließen, daß dieſer erſte Verſuch noch ein gut Theil elender war. Höchſt beſorglich iſt noch wohl dazu ein guter Theil davon aus andern Büchern ausgeſchrieben, wie wir bald ſehen werden, daß dies bei einem andern Bahrdtiſchen Buche der klägliche Fall war. Hr. Pott ſagt indeſſen eben bei Gelegenheit dieſer Schrift, daß der Verf. im 19ten Jahre, da er ſie ſchrieb, nichts weniger als ungeſchickt geweſen, und ſich überall als ein junger Menſch von Kopf, von Kenntniſſen und großen Anlagen gezeigt habe.

Als Magiſter ſchrieb B. auch ſeines Vaters Leben in lateiniſchen Verſen, deſſen Daſeyn Hr. P. blos anzeigt (S. 109), und wovon er ſelbſt ebenfalls ſchweigt. Außer Leipzig, wo die proſodiſchen Feh-

ler durch Bels und seiner Helfershelfer Beispiel schon privilegirt waren, ist es wahrscheinlich nicht viel bekannt geworden, natürlich aber hat es dazu beigetragen, daß der Vater ihm immer günstiger wurde.

Eilfter Brief.

Bahrdt als Catechet und akademischer Docent.

Unser Held habilitirte sich bald, und fing seine Vorlesungen damit an, daß er die Dogmatik unter dem Namen einer Repetition des väterlichen Kollegiums über diese Wissenschaft lehrte. Er überredet sich noch jetzt, daß er durch dieses öffentliche Lehren viel gelernt habe, und muß also wohl schwerlich die Bemerkungen einiger sehr welterfahrner Männer zu Gesichte bekommen haben, daß diejenigen, die im Lehren lernen, bei aller zerstückten Vorbereitung niemals irgend eine Disciplin approfondiren. Die Ursache ist auch leicht zu begreifen. Ein solcher Docent bereitet sich immer nur auf ein Paar Paragra-

phen vor, sieht also das Ganze nicht mit Einem Blicke vor sich, wählt unter den mancherlei Meinungen, die er beim Nachschlagen seiner Hülfsbücher vorfindet, gemeiniglich die auffallendern, um Aufsehen zu erregen, will in der Folge nicht gern das wieder zurücknehmen, was er im vorigen behauptet hat, trägt Sachen, die sich auch nach einer 5= bis 6stündigen Vorbereitung nicht wollen ins Reine bringen lassen, äußerst unvollkommen oder verworren vor, und, welches das vornehmste unter allen ist, er beobachtet nicht das rechte Ebenmaaß, sondern breitet sich über bekanntere Sachen weitläufiger aus, und wischt leicht über die wichtigern hin, verbringt auch mit den Prolegomenis und den ersten Kapiteln so viel Zeit, daß zuletzt gejagt werden muß. Man sage nicht: dies läßt sich bei der öftern Wiederholung solcher Vorlesungen nach und nach ins Gleiche bringen. Wie wenig darauf zu rechnen sey, sieht man, wenn man die nachgeschriebnen Hefte der meisten Professoren aus höchst verschiednen Jahren mit einander vergleicht. Die meisten glauben mit der ersten Vorbereitung ihrer Pflicht ein Genüge gethan zu haben; auch ist ihnen selten Zeit genug zur neuen Vorbereitung übrig, weil sich immer andere Arbeit und vornehmlich immer neue Vorlesungen finden, wel=

che mit täglichem 5 = oder 6 stündigen Schweiße ausgearbeitet seyn wollen.

Wie B. seine Vorlesungen dazu genutzt habe, sich in den Disciplinen selbst festzusetzen, davon hat man einen augenscheinlichen Beweis an seiner hebräischen Grammatik. „Nachdem ich die nach meiner Vorstellung wichtigste Wissenschaft (die Dog„matik) hinter meinen Rücken hatte *), ging ich „auf das Hebräische los. Ich machte den Anfang „mit einem sogenannten fundamentali, und verfuhr „wie mit der Dogmatik. Zu halben Tagen saß ich, „und studirte die Subtilitäten der Punktveränderun„gen, und lernte Regeln und Exempel auswendig, „um in jeder Stunde als ein Mann auftreten zu „können, der seiner Wissenschaft mächtig ist. Und „so war ich am Ende des halben Jahres so firm in „der hebräischen Grammatik, daß ich meinen Codex „so gut wie Josek analysiren konnte.“ Wie firm er aber geworden war, das zeigte theils seine elende 1765. erschienene hebräische Grammatik, die so viel unverdautes aus andern wiederholt, theils und noch

*) Dieser Ausdruck ist recht eigentlich passend. Was man hinter den Rücken geworfen hat, sieht man nicht mehr an. Man dankt Gott, daß man taliter qualiter damit fertig ist.

mehr sein 1768. ans Licht getretener Kommentar über den Maleachi, welchem letztern in dem ersten Stücke des eilften Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek S. 143. ff. so viele auffallende Verstoße gegen den hebräischen Donat Schuld gegeben, und zum Theil mit Beispielen belegt werden, die nicht wohl Sünden des Setzers seyn können: Und doch spricht der selbsterkenntnißlose Prahler von Firmität!

Was er von seinem Durchbruch oder von dem durch Herrn Prof. Fischer erlangten Anfang seiner Aufklärung sagt, würde keine Anführung verdienen, da so wenig daraus zu lernen ist, wenn ich nicht bemerken müßte, daß B. hier als bereits Magister sich in einem Gespräche mit seinem Vater redend einführt, und alle die Einwürfe macht, die er in einer von Hr. P. angeführten und bereits oben erwähnten Unterredung schon als Schüler gemacht haben will, da eben mit einem Landprediger einer Doppelflasche der Hals gebrochen ward. In einem von beiden Aufsätzen ist also geradehin gelogen. Einen Einwurf, den jemand als Magister erst lernt, kann er nicht schon als Schüler vortragen.

Wenn er übrigens S. 279. sagt, es sey zwar durch die philologische Behandlung der Bibel in ihm der unerschütterliche Grund zum Unglauben gelegt, und seine Bekehrung vollendet worden, aber der Weg sey lang gewesen und er habe die mühsame Laufbahn erst in seinem vierzigsten Jahre geendet: so wird man außer anderm mehrern Non-Sense auch noch das dabei zu bemerken finden, daß B. in dem, was er nach seiner witzigen Art Unglauben nennt, gewiß nach dem vierzigsten Jahre noch zugenommen habe.

Er weiß mit Zuverlässigkeit nicht zu sagen, ob er sich kurz nach erlangter Magisterwürde zum Kandidatenexamen in D. präsentirt habe. Wie stimmt das mit dem Ruhme, den er seinem Gedächtnisse sonst beilegt? Vermuthlich ist das Examen früher geschehen; allein weil er etwas einzumischen gesonnen war, woraus, um mich seines eignen Ausdrucks zu bedienen, einige Funken des Vernunftlichts hervorstrahlten, im Vorigen aber er sich bis zur Zeit seiner Bekehrung oder seines Durchbruchs als ganz verfinstert vorgestellt hatte, so blieb ihm nichts übrig, als eine Vergeßlichkeit zu affektiren. Das ganze hervorstrahlende Vernunftlicht bestand

am Ende in weiter nichts, als daß er über den Unglauben des Apostels Thomas gepredigt und gezeigt habe, daß ihm gar nicht der Beiname des Ungläubigen zukomme (ganz recht! sondern des Schwergläubigen; aber nun weiter!), und daß er uns vielmehr zum Muster der Vorsicht vorgestellt sey. Ob das wirklich so geschehen sey, muß man nun dahin gestellt seyn lassen. Jetzt würde er freilich im Stande seyn, über Petrus Verleugnung zu predigen und mit eiserner Stirn zu behaupten, daß sie uns zum Muster der Weltklugheit vorgestellt sey. Aber damals war er noch wohl ein gutes Theil schüchterner.

Wer das Examen und die Predigt mit angehört hat, thäte der Welt wirklich einen Gefallen, wenn er das, was dabei vorgefallen, etwas genauer und umständlicher bekannt machte. Mich dünkt, mich dünkt, unser Held würde wohl bei einer wahrheitsgemäßen Erzählung in einer etwas traurigen Gestalt erscheinen.

Catechet ward er um 1762. In dieser Qualität muß er in eine nahe Verbindung mit dem Herausgeber der schwarzen Zeitung gerathen seyn; denn ich erinnere mich, daß damals nicht allein verschiedene andere von Bahrdts Schriftchen darinn

weidlich gelobt, sondern insbesondre einmal gesagt ward, da ein anderer Catechet etwas Ketzerisches *) behauptet hatte, Hr. B. habe die üble Idee wieder ausgelöscht, die man sich aus jener Schrift von einem Leipziger Catecheten gemacht habe.

Da B. hier auf einmal auf seine Verbindung mit dem jetzt Zeizischen Hrn. Teller kömmt, dem er eine Katzennatur beilegt, und dabei die in den beiden Ketzeralmanachen bis zum Ekel durchgekauten Katzenhistorien wiederholt, so hätte er billig uns nicht allein sagen sollen, daß sie beide gemeinschaftlich (wenn es wahr ist) die zwei Schreiben an den Magister Karl Friedrich Bahrdt **) worinn auf Gottsched und Bel pasquillantische Ausfälle vorkommen, verfertiget hätten, sondern es hätte uns auch erzählt werden müssen, wie beide gemeinschaftlich in dem bekannten Auto da Fe von Abt gemißhan-

*) Er hatte, wo ich nicht irre, behauptet (nach Glassius und andern), ein Berg-Gott sey so viel als ein großer Berg. Das wollte man ihm nicht gelten lassen.

**) Unstreitig haben die zwei Briefe an Hr. M. C. F. Bahrdt, seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit betreffend, (S. allg. D. Bibl. B. I. St. 2. S. 145) die Idee zu diesem Titel hergegeben.

delt wurden. Diese zwei Schreiben fehlen im vierten Theil unter seinen Schriften.

Nun kömmt er auf seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit, von dem, wie er wohl hätte anmerken mögen, in dem eben gedachten heillosen Auto da Fe gesagt wird, daß ihn die Spötter den im Wasser ersäuften Christen in der Einsamkeit zu nennen pflegen. Bei allem Bösen, was er jetzt selbst von diesem Buche sagt, will er doch keine Verketzerungssucht auf sich kommen lassen, sondern betheuert, daß es ihm blos darauf angekommen sey, es durch seine Einschaltungen christlich zu machen. Es ist bekannt, daß sein eigenes Glaubensbekenntniß von dem Zeizer mit ähnlichen Einschaltungen herausgegeben ist, und dadurch an ihm ein sehr lehrreiches Vergeltungsrecht ausgeübt worden, das alle schreibsüchtige Kinderköpfe, die sich mit ihren Zunöthigungen an große Männer drängen, nicht genug beherzigen können.

Zwölfter Brief.

Der Held Adjunkt seines Vaters und außerordentlicher Professor.

Zur außerordentlichen Professur gelangte er, wie Hr. P. uns benachrichtigt, nachdem er einige Monate früher dem Vater als Prediger adjungirt war, zu Ende des Jahres 1766. Beim Antritt derselben schrieb er ein Programm de incluto bibliothecae electoralis Dresdensis codice bibliorum manuscripto, das ihm eine kleine Prostitution zuzog, deren Hr. V. (welcher die Beschreibung vielmehr als interessant lobt) gar nicht, er selbst aber nur beiläufig und in geflissentlicher für viele Leser fast dunkler Kürze gedenkt.

Er hat S. 220. ff. erwähnt, wie er mit dem furchtbaren Klotz in Bekanntschaft gerieth, aber auch, weil er in einem vorgelesenen Aufsatze auf denselben ein wenig gestichelt hatte, bald wieder zerfiel. Nun war Klotz ein schlimmer Mann und als gedachtes Programm erschien, so nahm er der

Gelegenheit wahr, sich auf folgende Art über ihn in seinen Actis litterariis *) lustig zu machen. Ziegra (der vorerwähnte schwarze Zeitungsschreiber) und Trescho sitzen zusammen. Der erstere giebt dem letztern das Inauguralprogramm ihres geliebten Freundes. Tr. blättert ein wenig darinn, und fängt vor Angst an zu schwitzen und zu verbleichen. Z. fragt: was ist das? Ach, lieber Gott, sagt Tr., da sehe ich, daß unser Freund in diesem Schriftchen viele Leute ungenannt ausgeschrieben hat. Man nimmt darauf Wolfs hebräische Bibliothek und Karpzovs Critica sacra zur Hand, wo sich dann das vielfache Corpus delicti findet, indem Trescho vorliest und Ziegra nachschlägt. Endlich endigt sich die ganze Farce damit, daß Trescho die Schuld auf die bösen Geister schiebt, mit welchen B. bekanntermaßen in einem ewigen Krieg lebe, und die ihn daher verblendet, und bei den profanen Kritikern lächerlich gemacht hätten, welche Auflösung Ziegras Beifall findet. — Dies ist die Schmach, deren B. S. 336 erwähnt, und die er innigst gefühlt zu haben gesteht, die er aber zugleich als die Veranlassung angiebt, das Erniedrigende der Fesseln des Kirchenglaubens zu empfinden. Grade als wenn

*) Volum. IV. p. 236. seqq.

ihn Klotz nicht hauptsächlich als einen Ausschreiber ausgehöhnt hätte! Das Ausschreiben wird doch wohl nicht zu den Fesseln des Kirchenglaubens gehören? Sonst liegt unser Held wahrlich noch jetzt tief und fest in diesen Ketten. Andre schreibt er nicht mehr aus, aber sich selbst, und tischt uns sogar manches, was er schon im Kirchen- und Ketzerallmanach und anderswo zum Besten gegeben, selbst in dieser Lebensbeschreibung wieder auf.

Doch das ist der gewöhnliche Lauf der Welt. Wer um seiner Schuld willen verfolgt wird, giebt immer einen andern Grund der Verfolgung an. Selbst die ganze Verfolgung von Seiten Klotzens rührte wohl von etwas mehr als ein wenig Sticheln her. Wenigstens spricht Hr. Pott mehr als einmal von Bahrdts Lästerzunge, Pasquillsucht, hämischer Bosheit ꝛc. ꝛc.

Herr P. spricht noch von einem eigenen gegen den Hofrath Bel gerichteten Pasquill, zu welchem Klotz unserm Helden, nach seiner Aussöhnung mit ihm, den Stoff hergegeben. Was er damit für eine Schrift meint, weiß ich noch nicht zu errathen; aber in Bahrdts eignem Verzeichnisse seiner Werke am Ende des vierten Bandes ist auch davon keine Spur anzutreffen.

Dreizehnter Brief.

Bahrdts Katastrophe.

Mitten in der besten Laufbahn zu seinem in Leipzig zu gründenden Glück macht sich Bahrdt durch ein äußerst unbesonnenes Betragen desselben verlustig. Aber über die einzelnen Umstände dieses Betragens sind P. und B. keineswegs einig. Wenn ja ein Punkt in der ganzen Bahrdtischen Lebensbeschreibung ist, wo man den einen wie den andern Verfasser in Verdacht ziehen könnte, nicht die reine Wahrheit geschrieben zu haben, so ist es dieser; doch konnte unstreitig Bahrdt mehr Gründe haben, die Wahrheit zu verschweigen, als Pott, zu derselben etwas hinzu zusetzen.

Gesetzt, B. habe völlig Recht, wenn er vorgiebt, er sey nur ein einzigesmal in dem Hause einer öffentlichen Hurenwirthin gewesen, und dieser einzige Besuch habe für ihn den betrübten Erfolg gehabt, daß er sich als Vater eines Kindes habe müssen angeben lassen; so kann ihn dies doch nur wenig entschuldigen

gen, auch sogar wenn man den angeblichen Rheinweinrausch mit in Betrachtung ziehen wollte. Ein Leipzigscher Prediger, welcher aus einem Kaufmannshause, wo man ihn mit altem Rheinwein traktirt hat, zurückkehrt, ist landüblichermaßen im Ornat. Der Rheinwein rauscht bekanntlich nicht sehr, am wenigsten so, daß er nicht den geringen Grad von Besonnenheit übrig lassen sollte, welcher dazu gehört, im Ornat seinen Arm nicht einer gemeinen Dirne zu reichen, oder auf jede andre Art sie nach Hause zu begleiten. Von wie vielen kann man unterwegens, von wie vielen beim Eingange in das berüchtigte Haus selbst erkannt werden! In der That, eine Unenthaltsamkeit dieser Art ist fast zu groß, als daß man sie einem Prediger zutrauen könnte, wenn er auch noch so quecksilberner Natur, und obenein ein wenig benebelt ist. Zwar sagt B., er habe die Person für ein Bürgermädchen angesehn; allein ist dabei nicht eben so viel und noch mehr zu bedenken? Wir wollen Bahrdten immer die Ehre thun, und ihm zutrauen, daß er überhaupt wohl wußte, in welcher Gegend die berüchtigten Häuser waren — das weiß ja wohl der ehrlichste Mann von der Welt, und es ist eine Klugheitspflicht, dergleichen zu wissen. Da er auch voraussetzen mußte,

daß man einen so bekannten Mann, als er war, sicher würde erkannt haben, so mußte er natürlich — oder er müßte der unbesonnenste Mensch auf Erden seyn — in der Folge sich bekümmern, wo er gewesen sey. Alles das versichert er zwar, nicht gethan zu haben; aber wer kanns glauben? Und nur Einmal sah er das Mädchen? das wäre an sich so unglaublich nicht; allein dann hätte er doch vor allen Dingen uns benachrichtigen müssen, ob er nicht aus ihrem Geldnehmen und andern Umständen den wahren Stand und das Gewerbe der Person entdeckt habe. Wir wissen also bis jetzt weiter nichts, als: so hat B. für gut befunden, die Sache zu erzählen.

Nun wollen wir sehen, wie Hn. Potts Nachrichten sich damit vertragen.

Pott sagt also (unter ausdrücklicher Versicherung, daß sich diese Geschichte so verhalte, und daß er alle solche Umstände weglasse, in Ansehung deren er nur der gemeinen Sage folgen könnte): 1) die ganze Stadt habe gewußt, daß B. verbotene Häuser besuche, und er insbesondre dergleichen Besuche sehr oft bei einer gewissen alten Kupplerin abgestattet, die eine Klientin des Hofraths Bel und eine Bekannte Gottscheds, zweier abgesagten Feinde des al-

ten und jungen Bahrdts, gewesen; 2) nach entdeckter Schwangerschaft eines lüderlichen Weibsbildes in dem Hause jener Kupplerin, habe B., der als Vater angegeben worden, mit Beirath eines seiner Freunde, des Advokat Weikart, die Sachen vermittelst eines ausgestellten Wechsels über 200 Thaler abgemacht oder abzumachen geglaubt; 3) er habe darauf seine Besuche bei der Person fortgesetzt; 4) ein Leipzigscher Polizeidiener, Namens Ellinger, habe diesen Wechsel in dem verbotenen Hause in B's Gegenwart weggenommen, und ihn bei der Obrigkeit denuncirt. Das muß man denn doch wenigstens sagen, daß diese Erzählung ziemlich cirkumstanziirt ist, und weit mehr innere Kennzeichen der Glaubwürdigkeit hat, als die Bahrdtische!

Jetzt da nun B. weiß, was P. von ihm erzählt hat, wäre es in einem der folgenden Theile wohl historische Pflicht gewesen, denselben zu widerlegen. Aber von allem diesen nichts! Wir sollen die unglaublichen Erzählungen, die er uns über seine eigenen Verirrungen vorlegt, eben so leichtgläubig hinnehmen, als eine Anzahl gutmüthiger Schafe seine Travestur der evangelischen Geschichte, ich will sagen, seine Bibel im Volkston hingenommen hat.

Wie geht es zu, daß B. diejenigen Personen, welche schwarz gegen ihn gehandelt haben, immer aufs allerschwärzeste vorstellt, so daß man glauben sollte, es hätten sich gegen einen Engel des Lichts lauter eingefleischte Teufel verschworen? Seinem Feinde, dem Hofrath Bel, giebt freilich auch Herr P. ein sehr schlechtes Zeugniß, und behauptet unter andern, daß er die Kupplerin, deren Haus B. besuchte, beredet habe, das Schwangerwerden eines gewissen Weibsbildes, zu der sich B. hielt, nicht durch die gewöhnlichen Künste zu hindern, damit hernach B. als Vater des Kindes angegeben werden könnte. So etwas läßt sich nun von einem schlechtdenkenden Manne wohl glauben; es ist eine Schadenfreude, von der man wohl schon mehr Beispiele oder wenigstens viel ähnliches erlebt hat. Allein mit nichten! Dann wäre Bel nicht das Ungeheuer gewesen, das er nun mit aller Gewalt seyn soll. Bahrdt hatte ein Pasquill auf ihn gemacht, und Bel war von der Genugthuung zurückgestanden. Nun muß er Tag und Nacht auf den Untergang seines furchtbaren Gegners studiren. Was thut er also nach B's Vorstellung? Er verspricht dem alten Weibe (S. 375.) zehn Louis d'or, wenn sie B. in die Falle locken könne. Abscheulich! Nun muß ein

Mädchen ein ganzes Vierteljahr oder drüber sich täglich herausputzen, Bahrdten bei der Zurückkunft aus seinen Abendgesellschaften aufgassen, bald vor bald hinter ihm stets im artigsten Anzuge sich zeigen; aber der zwar nicht fromme aber doch enthaltsame Bahrdt hatte es, weil er sie für ein Bürgermädchen hielt, wenig zu Herzen genommen (S. 373), bis endlich einmal zu einer Zeit, da alle seine Sinne offen waren, der Streich gelang. Nun wollen wir einmal rechnen! Bel verspricht zehn Louis d'or, die ihm so schwer zu geben wurden, wie man weiß; dennoch rechnet die Kupplerin, die Godschefsky, darauf. Man erfährt, in welche Gesellschaften Bahrdt geht, und paßt ihm natürlicherweise öfters vergebens auf, weil er in Begleitung andrer fortgeht, oder für diesen Abend gar nicht in der Gesellschaft gewesen ist u. s. w. So oft er allein ist, nimmt ers wenig zu Herzen. Unterdessen versäumt die arme Dirne ihre übrige Einnahme, die in der Zeit wohl mehr als 10 Louis d'or betragen haben könnte. Wer kanns glauben? Aber, sagen Sie, B. sagt ja kein Wort davon, daß sie ihm über ein Vierteljahr nachgelaufen sey. O, allerdings sagt ers! Sie hat seit Johannis aufgepaßt. (S. 375.) Im Herbst des Jahres 1767. erscheint die Bettel (S. 370.) und giebt die Person

schwanger an. Nehmen wir späten Herbst an, so kommen gute vier Monate heraus. Wäre das Aufpassen den ganzen Sommer 1766. hindurch geschehen, und Held B. hätte auch noch den Herbst und einen kurzen Theil des Winters hindurch widerstanden, so konnte die Godschefsky ihm im Herbst 1767. die nahe bevorstehende Entbindung der Kreatur melden, und alles wäre noch in seiner Ordnung. Indessen will ich annehmen, daß die ganze Begebenheit in das Jahr 1767. falle.

Die Vettel meldet den Tag (den einzigen Tag, an welchem B. in ihrem Hause gewesen seyn will), aber B., der es doch so leicht konnte, meldet ihn nicht, und setzt uns dadurch außer Stand, über seine Verirrung einen weitern Kalkul anzustellen.

Ein lüderlicher Student, oder, wie B. selbst ihn nennt, ein Trunkenbold will den Wechsel, den B. der Godschefsky gegeben hatte, von ihr mit Gewalt zurückhaben; darüber verklagt diese Bahrdten, daß er ihr den Degen auf die Brust gesetzt habe, welches doch ganz erdichtet war. Von dieser Klage müßte doch nun ganz Leipzig, müßte insbesondre Hr. P. wissen, und beide wissen nichts davon. P. sagt vielmehr ausdrücklich, man habe, nachdem

Ellinger den Wechsel eingebracht, die alte christliche Dame und ihre Zöglinginn citirt, und beide hätten alles gestanden. Wie stimmt das?

So fiel der große Mann, der (S. 370) „keinen einzigen Feind durch Beleidigung (?), sondern alle durch Eifersucht und Neid hatte,“ oder — um den unerträglichen Egoisten selbst sprechen zu lassen — die schöne Ceder war gefällt (S. 380) nicht vom mächtigen Arm eines Edlen, sondern von einer Kupplerinn und einem Trunkenbolde!! Von einer Ceder läßt sich nun zwar nicht sagen, daß sie zu ihrer eigenen Fällung das meiste beigetragen; aber leider von Menschen gilt es nur zu oft, daß sie Zerstörer ihres eignen Glücks sind, und dann die Schuld auf andere wälzen wollen. P. hat Recht, wenn er sagt, bei einem klügern Betragen stand Bahrdten die glänzendste Laufbahn offen, er würde jetzt Primarius der Universität, Decemvir, Prälat zu Meißen und vielleicht gar Superintendent seyn. Fuchs B. aber scheint zu verstehen zu geben, daß er diese Traube nicht gemocht habe; wenigstens sagt er, sein Fall habe für die Erleuchtung der Welt mehr Vortheil gehabt, als sein Emporsteigen je hätte haben können. Er würde es niemand übel

nehmen, welcher behauptete, seine Unbesonnenheit habe im Plan der Vorsicht gelegen, um viele glücklich zu machen und zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen, und man dürfe das, was die katholische Kirche singt, o felix culpa, kecklich auf ihn anwenden. Soll ich es beweisen, daß dieses die Vorstellung ist, die wir uns nach seiner Absicht von der Sache machen sollen? Er findet es (S. 332) ganz augenscheinlich, daß die Vorsicht alle Versuche, ihn in Leipzig glücklich zu machen, vereitelt habe; denn es sey ihm wenigstens einleuchtend, daß er in Leipzig nie zu der Aufklärung, nie in den großen Wirkungskreis gekommen seyn würde, in welchen sie ihn geleitet, und (wie er vor Gottes Angesicht gewiß sey) zum nutzbaren Mann gemacht habe. Und doch ist das eben der Mann, dem seine größten und unbesonnensten Gönner es tausendmal ins Gesicht gesagt haben, daß seine Unbesonnenheiten Schuld wären, daß sie den nutzbaren Mann nicht anstellen und gebrauchen könnten.

So wie B. überhaupt wegen seines angeblichen einmaligen Fehltritts niemals die geringste Reue blicken läßt, so ahmt er auch völlig die Schamlosigkeit derjenigen Weibsbilder nach, die einmal ihre

Ehre verloren haben, und alsdann die Welt überreden wollen, daß es überhaupt keine ehrliche Mädchen gebe. „Daß ich immaculatam juventutem *) „bis zu meiner Verheirathung behauptet hätte, „verlange ich niemanden zu bereden“ (es wäre auch nach dem, was alle Welt weiß, und was sogar der Verfasser von sich selbst erzählt hat, ein höchst possirliches Verlangen), „und es wird von al„len hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in „Europa keiner verlangen, daß man's von ihm „glauben solle.“ Ist das nicht äußerst unverschämt? Und kann ein Mann, der so unverschämt ist, die geringste Schonung verlangen?

Noch ein Beispiel eben dieser Unverschämtheit! Da plaudert er (S. 352 = 360) viel von einem gewissen Magister H., den er, weil er jetzt ein hochberühmter Professor sey, nicht nennen wolle. Von

*) Dieses Bahrdtische Latein soll so viel heißen, als reine Junggesellenschaft. Nach der Latinität des Julius Firmikus könnte man es gar wohl durch befleckte Jugend übersetzen, und diese hat denn freilich wohl Fridericus B. bis zu seiner Verheirathung, auch wahrscheinlich noch ein wenig später, behauptet.

diesem will er vervortheilt oder gar betrogen seyn — was geht dies das Publikum an? er kann ihn ja bei seiner Obrigkeit verklagen, wenn er gegründete Forderungen an ihn hat. — Das ist aber noch nicht genug, er weiß sogar, was M. H. mit dem ihm entzogenen Gelde gemacht hat. Hr. H., sagt er (S. 359) ganz trocken, hatte das Geld in Empfang genommen, und dem Wein- oder H... wirth zu lösen gegeben. Nach einem alten Sprüchwort sucht niemand andere hinter der Thür, der nicht selbst mehrmals dahinter gesteckt hat.

Hr. P. hat uns die alte Anekdote von einem etwas muthwilligen Scherz, zu dessen Erfinder der Verleger der allgemeinen deutschen Bibliothek gemacht wird, aufbehalten (hier geh ich natürlich ein rc.), und sogar den ehemaligen Kupferstich, der hernach zu so vielen Kopien auf Dosen rc. Gelegenheit gab, wieder abdrucken lassen; B. hingegen, der doch voraussetzen konnte, daß es manchem seiner Leser ein Gelächter abjagen würde — wozu er doch, wenn es auf anderer Kosten geht, gern das Seinige beiträgt — schweigt davon mäuschenstill, vermuthlich um uns glauben zu lassen, daß an seinen mancherlei Ausfällen gegen Hn. Fr. N. die dem ersten

Moralisten Europens so wenig ziemende Rachsucht keinen Antheil haben.

Folgendes Kupferstichs hat selbst Hr. P. nicht erwähnt. Man erinnert sich noch hin und wieder der Bibliothek der elenden Scribenten, die Klotz und Genossen 1768. herauszugeben anfingen, und die hernach von ihren Gegnern fortgesetzt ward. Die Vignette zum ersten Stück stellte einen Hasen vor, der sich im Spiegel besah, mit der Beischrift: obstupet ipse sibi, wodurch auf den jetzigen Herrn von Schirach gestichelt ward, welcher seine Uebersetzung von Marmontels Dichtkunst mit diesem unschicklichen Titelmotto durch einen lächerlichen Irrthum versehen hatte. Unter dieser Vignette ließ Klotz stechen: Schirach delineavit, Bahrdt jun. sculpsit. Ehe aber noch die Brochüre erscheinen konnte, erfolgte Bahrdts Versöhnung mit Kl., und so ward die Unterschrift wieder weggestrichen, auch vermuthlich ein oder ein Paar Bogen, worinn gegen B. etwas vorkam, kassirt *). Da dies eine der nächsten Folgen seiner Versöhnung mit Kl. war, so hätte er diese großmüthige Handlung seines wieder erlangten würdigen Freundes billig rühmen sollen

*) S. Allgem. Deutsche Bibl. B. 10. St. 2. S. 124.

der hernach bei jeder neuen Schrift seiner Erfurtischen Kreatur so weidlich in die Trompeten stoßen ließ, als er vorher es drauf angelegt zu haben schien, dessen litterarischer Existenz das Garaus zu machen.

Trügt mein Gedächtniß mich nicht ganz, so ward in einem Klotzischen Journal oder in der Hallischen Zeitung damaliger Zeit Bahrdten sein Fehltritt contra sextum geradehin und bitter vorgeworfen. Ist dies, so wird dadurch das unwahrscheinlich, was B. erzählt, daß Kl. zu ihrer Wiederversöhnung schon acht Tage nach seiner Resignation den ersten Schritt gethan, und ihm über Naumburg (freilich der nächste Weg von Halle nach Leipzig) durch eine Mittelsperson den Antrag dazu thun lassen. Klotz war nun sonst eben der Mann nicht, zur Aussöhnung die Hand zu bieten; aber einen reuvollen zum Kreuz kriechenden Sünder nicht zu verstoßen, dazu soll er weichherzig genug gewesen seyn. B. glaubte vielleicht, es beschimpfe ihn, wenn er den ersten Schritt gethan habe; folglich läßt er lieber Klotzen ihn thun. Genug das par nobile fratrum ward versöhnt. B. wohnte vier Wochen lang bei Kl., und ward in die Geheimnisse der Kunst be-

rühmt zu werden eingeweiht, die er von da an mit so gutem Erfolg und mit mehr als Klotzischer Stirne getrieben hat. Daß B's Aeltern in dieser Wiederversöhnung den Finger der Vorsicht so sehr, als ihr Erstgeborner, erkannten, wen sollte das nicht Wunder nehmen?

Eben diese Vorsicht hatte zwar die Godschefsky und ihre Pflegetochter als Werkzeuge gebraucht, Bahrdten in einen größern Wirkungskreis zu versetzen; weil sie aber mehr auf die Absicht als auf den Erfolg sah, so mußten beide ihren an dem Lieblinge des Himmels verübten Muthwillen büßen. Die erste mußte (S. 381.) durch ein langes Gefängniß elend werden. Die andre kam, ob sie gleich Galgen und Rad (o ho!) verdient hatte, leidlich durch, ward aber ein Paar Jahre darauf von den Würmern gefressen. Der mitleidige B. setzt hinzu: Meinerwegen *) hätte sie auch ruhig sterben mögen! Wie

*) Meinerwegen ist kein gutes Deutsch, und ich wollte dem Ritter von Zimmermann nicht rathen, sich ein ähnliches Wort zu Schulden kommen zu lassen, oder B. würde ihn züchtigen. Im zweiten Theile jagen sich die undeutschen und provinziellen Wörter recht. Da brußt Riedel S. 7., und batinirt S. 8., führt seinen Freund in das lüsterste Haus von ganz Erfurt S. 8., diesem kreelt der Kammerrath

christlich ist das! doch wäre es vielleicht noch christlicher, ja so gar Bahrdtischer gewesen, des Ausganges dieser beiden Personen gar nicht zu gedenken. Da B. in seinen neuesten Schriften keine andere Strafen der Sünden zugesteht, als die unmittelbaren physikalischen Folgen derselben, so können die Würmer unmöglich eine Folge von den erhaltenen oder vielleicht nicht einmal erhaltenen zehn Bellischen Louis d'or seyn; ja selbst die Lebensart der Unglücklichen kann an der Krankheit unschuldig gewesen seyn, an welcher oft fromme Personen sterben.

Bolmann S. 11. eine Schweinerei entgegen u. s. w. Das letzte Wort, welches vielleicht mit dem Niedersächsischen grölen, laut singen und schreien, verwandt ist, ist B'n überhaupt sehr eigen, und verräth ihn oft, wo er nicht verrathen seyn will. So würde man zum Beispiele aus diesem Worte schon allein schließen können, daß er der Verfasser des Rindviegius sey.

Vierzehnter Brief.

Klotzens Geschöpf in Erfurt.

Ich setze meine Anmerkungen auch über den zweiten Theil von Bahrdts Leben fort, ob ich mich gleich darüber minder weitläuftig auslassen werde.

B. gefällt sich nunmehr im Degen und in der Haarbeutelperücke, nachdem er sich selbst nothankerisirt hat, so sehr auch einige der lieben Anverwandten diese Metamorphose beklagen. Klotz empfiehlt ihn an Riedel, der ihn allenthalben als einen Leipzigschen Exulanten einführt, welches B. wohl hätte verbitten mögen, wenn er nicht etwa mit seiner eignen Schande groß thun wollte.

Seiner eignen Erzählung nach hatte er keinen Gehalt. P. aber giebt ihm gleich vom Anfange an hundert Thaler.

Das Bolmannische Haus, in welches ihn Riedel einführte, und wo er anfänglich als ein einfältiges und unschuldiges Kind erschien, aber sich bald

gelehrig zeigte (S. 9.), war von der Art, daß, wenn er nur irgend den Vorsatz hatte, sich zu bessern, wie sein Freund Schirach — der dies seine Lieblingsidee nannte, — er dasselbe ärger als die Pest würde geflohen haben. Böses hat er da niemals gethan, und sein Charakter (S. 12.) hat nichts verloren, (behüte Gott!) besonders in dem, was er Punctum puncti nennt; aber mit der herrschenden wilden Lebensart vertrug sich doch das fleißige Studiren, welches er, die Wahrheit zu sagen, so nöthig hatte, nicht gut. Da er aber doch einmal in diesem Hause so viel umsonst genossen hatte, so ist es auffallend, daß er von dem Sturze desselben ohne Theilnehmung, ja fast mit Frohlocken spricht. (S. 11.)

Wie zügellos Erfurt damals war, sah man aus dem ohngefähr um die damalige Zeit herausgekommenen Erfurtischen Zuschauer, der kaum ein halbes Jahr bestand, als er, wie man behauptete, wegen der nicht schlüpfrigen, sondern wirklich unzüchtigen und zügellosen Schreibart verboten ward. Ob B. oder wenigstens R. an dieser Wochenschrift Theil genommen, weiß ich nicht; doch habe ich mich gewundert, ihrer gar nicht gedacht zu finden, da sie mit Erfurts damaliger Charakteristik in sehr genauer Verbindung zu stehen schien.

Bei

Bei der Schilderung seiner Kollegen nennt er Riedeln einen bloßen schönen Geist, und spricht ihm gründliche und systematische Kenntniß der Philosophie ab. Gleichwohl ward Riedel als Philosoph nicht blos von seinem Jenaischen Lehrer Daries, sondern auch von andern nicht minder großen Weltweisen hoch geschätzt, wie ich denn z. B. weiß, daß selbst Crusius von ihm kein unvortheilhaftes Urtheil gefällt hat. Gerade als schöner Geist bedeutete Riedel weniger, wie jedermann weiß. In seinem Lehrbuche der schönen Wissenschaften hat ihm die Philosophie mehr Beistand geleistet, als die Schöngeisterei. Was die Lustmacherei betrifft, so fand er an B. einen gefährlichen Rival. (S. 38.)

Herr Herel hat Bahrdten wirklich ein Darlehn gemacht, wie man aus S. 90. sieht; aber er muß ihm auch wohl zuweilen dergleichen wieder abgemahnt, oder gar ein neues abgeschlagen haben; daher wird er nun als ein Geizhals geschildert, der, um kein Siegellack kaufen zu dürfen, die Siegel von Briefen sammelt, um sich eine Stange daraus zu drehen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich sagen, daß, da ich Hn. Herel persönlich kenne, ich nie etwas ähnliches an ihm wahrgenommen, übrigens aber

verschiedene Briefe von ihm gesehen habe, deren Siegel gewiß nicht aus bereits gebrauchtem Lack zusammengesetzt war.

Unter den Lutherisch theologischen Professoren zeigten sich die Herren Schmitt und Vogel bald als seine Feinde, ließen seine Kollegia nachschreiben u. s. w., welches B. in aller Einfalt auf die Rechnung der leidigen Orthodoxie setzt, ungeachtet ich ihn versichern kann, daß heterodoxe Lehrer diese Kunst nicht minder verstehen, und ihre gnädigen Chefs und Kuratoren mit unvollkommnen nachgeschriebenen Heften solcher Leute zuweilen belustigen, deren Aufkommen sie hindern wollen. Schmitt und Vogel erbaten sich über B's angebliche Irrthümer zu Wittenberg sowohl als zu Göttingen ein theologisches Responsum. Unter diesen mußte B'n freilich das Wittenbergische am meisten auffallen, und ist ihm denn auch so aufgefallen, daß Wittenberger *) seitdem bei ihm ein Schimpfname geworden ist. Nach dem Urtheile der allermeisten **) war es Hr. Bahrdten

*) Er hat, wie bekannt ist, so gar eine Note zur ersten Ausgabe seines neuen Testaments gemacht, worinn er die Wittenberger statt der verfolgungssüchtigen Juden setzt. Joh. 9. 22.

**) Man sehe z. B. die allgem. deutsche Bibl. B. 15 Stück 1. S. 5.

nicht ganz zu verdenken, daß er ein wenig empfindlich über die verdammende theologische Fakultät ward *); allein er hätte, wie jedermann urtheilt, wohl etwas gemäßigter zu Werke gehen können. Noch jetzt, sieht man, hat sich sein Eifer viel zu wenig abgekühlt, und er fühlt seinen Triumph, der schon damals so schwer nicht zu erwerben war, weil er theils die Lacher, theils die moderatern Theologen auf seiner Seite hatte, offenbar zu sehr, und kitzelt sich damit ganz ohne Noth. Das wichtigste bei der ganzen Sache war, daß sich bei B. durch die Noth, welche diese Angelegenheit ihm machte, die ersten Regungen des Hasses gegen Priester und Priesterreligion zu äußern anfingen, der endlich das unzerstörbare Triebwerk seines ganzen thätigen Lebens geworden ist. Nun komme noch jemand, und preise die Liebe als die wohlthätige Ursache so vielen Menschenglücks! Haß, Haß gegen Priester und Priesterreligion ist die fruchtbare Quelle, aus welcher durch den Kanal entweder von Bahrdts Dintenfaß, oder

*) Das Wittenbergische Responsum ist auf Schmitts Veranstaltung zu Arnstadt 1770. gedruckt erschienen; das Göttingsche steht im 2ten B. der Bahrdtischen Briefe über die systematische Theologie. Samml. 2. S. 124. f. f.

von B's Indigenz so viel Segen über das Menschengeschlecht geflossen ist. Er versichert hoch und theuer (S. 531.), daß er höchst wahrscheinlich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben, und nie der Gegner der positiven Religion geworden seyn würde, der er geworden und jetzt noch sey, wenn man ihn in Ruhe gelassen hätte. Wie mancher Apostat hat dies von sich gesagt!

In Erfurt gab B. außer dem bereits vorläufig von mir erwähnten Kommentar über den Maleachi zuerst seine Doktordisputation heraus, worinn er den nichts weniger als neuen exegetischen Satz vertheidigte, daß Matth. 24. nicht vom jüngsten Tage die Rede sey, wie denn dies schon Baumgarten in Halle behauptet hatte, ungeachtet freilich ein geborner Leipziger so etwas gedruckt zu debitiren noch nicht gewagt hatte. Aufsehen hat diese Doktordisputation nicht weiter gemacht. Man hat aber billig Ursach zu fragen, ab Hr. B. recht thut, daß er nunmehr, nachdem er so oft den Satz behauptet hat, das Christenthum und die natürliche Religion sey nicht im geringsten verschieden, und da er sich in keinem Stücke als ein Doktor der Theologie geirrt, ich sage, ob er recht thut, daß er noch immer den

Titel eines Doktors der Gottesgelahrheit fortführt. Wenn ein Doktor der Arzneikunst sich überzeugte, daß alle Arzneikunst auf Charlatanerie hinaus laufe, würde er sich noch wohl weiter Doktor derselben wollen nennen lassen? Man weiß, wie böse Lessing ward, wenn man ihn Magister nannte. Eben so böse sollte B. werden, wenn man ihn Doktor der Theologie nennte. Wenn ein Magister Musquetier wird, so hört seine Magisterwürde auf (wir haben die beiden Magister Raufseisen und Penzel gehabt); warum sollte ein Kaffeeschenk nicht aufhören Doktor der Theologie zu seyn? Indessen will ich mich, was diesen Punkt betrifft, gern belehren lassen, und gebe zu, daß es jetzt mehrere Doktoren der Theologie giebt, die eben so wenig von der positiven Theologie halten, als D. B.

Bald nach Endigung des von Schmitt gegen ihn erhobenen Prozesses ließ er die lauten Wünsche des stummen Patrioten drucken *), welche Schrift er noch in Leipzig aufgesetzt zu haben behauptet. Das letzte Vorgeben ist äußerst unwahrscheinlich.

*) Nürnberg 1769. 8. vermuthlich schon in der Michaelismesse 1768.

Er will uns theils bereden, daß er manche im Erfurter Taumel ihm erst eingefallene Ideen schon in Leipzig gehabt, theils soll auch wohl dieses Vergeben eine Entschuldigung der von jedermann gemißbilligten Späße und Possirlichkeiten seyn, von welchen das ganze Buch wimmelt. B. ward, vermuthlich durch seine eigene Waschhaftigkeit, bald als Verfasser bekannt, und bekam in Erfurt wegen der Titelvignette einen Rechtshandel, auf welcher zwar die Schriftstelle 1. Tim. 4,14. (Alexander der Schmidt hat mir viel Böses beweiset) stand, um die Leser auf seinen Gegner Schmitt hinzuweisen, Schmitt selbst aber mit einer Bischoffsmütze abgebildet war, so daß man es für eine Stichelei auf die katholische Geistlichkeit oder gar auf den Churfürsten von Mainz ansehen konnte. Um sich zu retten, gestand er, er sey ein Pasquillant (S. 56.), und so kam er mit einem blauen Auge, d. i. mit einem Verweise und dreißig Gulden Gerichtskosten durch, freuete sich aber herzlich, als die Hinweisung auf Schmitt ein wenig bekannter ward.

Die Streitigkeiten, welche er seiner ihnen nachgeschriebenen dogmatischen Vorlesungen wegen gehabt hatte, gaben ihm einen Vorwand an die Hand,

die Herausgabe seines Kompendiums der Dogmatik zu beschleunigen, so sehr ihm dies auch von allen vernünftigen Leuten, und namentlich von D. Ernesti, widerrathen ward. Tellers Lehrbuch des christlichen Glaubens war in vielen Stücken die Grundlage dieser Arbeit, nur daß B. in manchen Dingen, wo T. frey herausgegangen war, die hergebrachte orthodoxe Lehre verfocht, in andern Stücken aber weiter ging, als Teller, weil dieser es nicht ausdrücklich darauf angelegt hatte, von sich reden zu machen, B. hingegen offenbar die Absicht hatte, Aufsehen zu erregen. Gleichwohl gaben im Ganzen die Klügern dem Tellerschen Buche bei weitem den Vorzug, und was am meisten mißfiel, war die Ungleichheit der Ausarbeitung, indem exegetischer Aufwand (ich will sagen, mehr Exegese als in ein Kompendium der Dogmatik gehört), homiletische Tiraden und akroamatische Steifheit in buntem Gemisch unter einander lagen, satyrische Ausfälle und Seitenblicke noch ungerechnet. Bei aller dieser Unvollkommenheit erhielt aber das Buch doch viel Beifall, besonders in Berlin, wo damals alles willkommen war, was von dem hergebrachten Lehrbegriff abwich, und wo man nur das daran tadelte, daß, da sich doch der Verfasser einmal vorgenommen, recht weit

über den Zaun des Kirchengartens in das freie Feld der Heterodoxie hinaus zu springen, er darinn noch viel zu furchtsam verfahren sey. Aus zum Theil hernach anzuzeigenden Gründen hatte B. diese Dogmatik, die er, wie noch jetzt seine jedesmalige neueste Schrift, für das non plus ultra des menschlichen Forschens nach Wahrheit anzusehen schien, weit und breit herumgeschickt, oder doch in Briefen darauf aufmerksam zu machen gesucht. Dergleichen Briefe sandte er auch nach Berlin und erhielt darauf unter andern von einem O. K. R. die Antwort (S. 78.), daß man in Berlin mit ihm gar nicht zufrieden sey, weil zwar ein heller Kopf durchleuchtete, aber noch so viele Albernheiten des orthodoxen Systems beybehalten wären. Er ward dadurch belehrt, daß man ihn in Berlin für aufgeklärter halte, als er wirklich sey, und weil er wünschte, daß man, wo nicht anderswo, doch wenigstens in Berlin, mit ihm zufrieden seyn möchte, oder (mit seinen eigenen Worten) weil er die Partei der Aufgeklärten auf seiner Seite zu haben wünschte, so fing er an, die Blößen der positiven Religion aufzusuchen.

Der erste Theil dieses Kompendiums oder (wie der Titel sagt) dieses Versuchs eines biblischen Sy-

stems der Dogmatik erschien in der Michaelismesse 1769. und so steht auch auf dem Titel, obgleich Hr. B. behauptet, es stånde 1770. da. Der zweite erschien 1770. Jeder war etwas über ein Alphabet stark, und beide kosteten zusammen nur einen Thaler und einige Groschen, da das viel schwächere Tellerische Lehrbuch einen Thaler kostete. Dies war eine Ursache mit, warum das Werk ziemlich stark gekauft ward. Ernesti in seiner Bibliothek, ja selbst die allgemeine Deutsche, urtheilte nicht ungünstig davon. Der zweite Theil hat vor dem ersten einige Vorzüge, auch in Absicht auf Bescheidenheit und kältern Vortrag. Manches Sonderbare kömmt freilich darin vor, z. B. wenn er sich die Hoffnung macht, den Herrn Christum einst zu umarmen, wo er sein werthes Ich ohne Noth ins Lehrbuch einschiebt. Davids Ehebruch (dabei konnte eigenes Interesse seyn) ja so gar den Mord des Urias entschuldigt er, und will daher keinen sogenannten Rückfall erkennen, so wenig als in der Verleugnung Petri, von der ich oben schon einmal gesagt habe, daß er sie jetzt vielleicht als ein Muster von Weltklugheit anpreisen würde. Wieder aufgelegt ist diese Dogmatik eigentlich nicht; aber wohl ein neuer Abdruck (oder vielmehr Nachdruck) davon zu Eisenach besorgt wor-

den. B. zeigt dies im 4ten Theil selbst an, indem er sagt: ohne mein Vorwissen nachgedruckt, Eisenach 1758. Das letzte soll vermuthlich 1785. heissen.

Wenn übrigens Hr. B. thut, als erstreckte sich die Wittenbergische und Göttingsche Kritik über das gedruckte Lehrbuch der Dogmatik, so hat er nach B's Erzählung ganz unrecht. Das gedruckte Buch war schon vorhanden, als Schmitt *) das Responsum abdrucken ließ; daher ward auch des gedruckten Buches auf dem Titel schon erwähnt, aber das Responsum ging sicher nur auf die nachgeschriebnen Hefte.

Im Jahr 1769. kam auch der erste Theil von den Hexaplis des Origenes durch Bahrdts Besorgung heraus, wovon aber die Vorrede schon 1768. geschrieben war. Der zweite Theil erschien 1770. und die Vorrede war von 69. Nach seiner eigenen Erzählung hat er darüber ein Jahr gearbeitet, welches wohl möglich ist. Hätte er ein Paar Jahr mehr daran gewandt, so würde er diese neue Ausgabe

*) Dieser Ehrenmann heißt im Hamburger, wo er auch als 1772. gestorben angegeben ist, Johann Balthaser Schmidt, L. schreibt ihn aber immer Schmitt.

brauchbarer gemacht haben. Man hat daran vornämlich folgendes getadelt: 1) er hat die Noten so eingerichtet, daß man nicht sehen kann, ob er oder Montfaucon spricht, 2) er hat verschiednes aus dem Montfaucon weggelassen, sogar aus den Prolegomenen den Schematismus der sechsfachen Ausgabe des Origenes. Der Hauptmangel des Buchs aber ist, daß die Lexika des Montfaucon fehlen. Diese sollten von B. vermehrt und umgearbeitet den dritten Band ausmachen, welchen er aber, als das eigentlich Schwere bei der Arbeit, schuldig geblieben ist. Wäre er hinzugekommen, so würde alsdenn die Bahrdtische Ausgabe 6 Thlr. folglich ungefähr nur halb soviel als die Originalausgabe des Montfaucon gekostet haben. Jetzt kann man aus den angeführten Gründen die Originalausgabe noch immer nicht entbehren. Was B. de suibus hinzugefügt hatte, war fast von gar keiner Erheblichkeit, ob es ihm gleich ein leichtes gewesen wäre, aus den von Montfaucon vernachlässigten Anmerkungen des Drusius zugleich einen Auszug zu liefern. Er schilt, daß er für dieses seiner Rechnung nach 40 Bogen und einen mäßigen Oktavband betragende Werk vom Verleger nur 80 Thlr. erhalten habe; die Wahrheit ist, daß es wenigstens 80 Bogen sind, die, wenn sie

nicht einzeln gebunden werden, einen sehr starken Oktavband ausmachen. Wenn, wie es wahrscheinlich ist, der Verleger (Donatius in Lübeck) ein Exemplar der Montfauconschen Ausgabe zum Abdruck hergegeben hat, so ist 80 Rthlr. dennoch für das wenige, was B. geleistet hat, noch Geld genug, und ungeachtet des nicht schlechten Absatzes wird der Verleger nicht viel Seide dabei gesponnen haben. Vor der Hand ist übrigens dadurch eine neue Ausgabe des hexaplarischen Werks unmöglich gemacht worden, dergleichen z. B. der zu Wittenberg verstorbene Crusische Schwestersohn, Christian Friedrich Schmidt, vorhatte, der unstreitig in mancher Absicht etwas bessers würde geliefert haben, als B. Als ein aufrichtiger Geschichts- und Lebensbeschreiber hätte B. noch anführen müssen, daß Semler, der damals doch noch sein Freund war, in seiner bekannten Epistel an Griesbach de emendandis Graecis V. T. interpretibus eine gute Anzahl Winke von der schlechten Beschaffenheit der Bahrdtischen Hexaplen, obgleich ganz piano, gab.

Mit Beiseitesetzung dessen, was B. sonst im Jahr 1769. noch schrieb, wohin eine einzelne zu Mühlhausen gehaltene Predigt und seine Streit-

schrift gegen seinen Kollegen, einen andern Lutherisch theologischen Professor Vogel, unter dem Namen Avenarius, die Antwort an Professor Schmidt, *) und endlich die mir gar weiter nicht bekannt gewordenen Observationes criticae circa lectionem codicum MStorum Hebr. gehören, will ich nur noch von zwei in dies Jahr gehörenden Unternehmungen desselben reden. Das eine war seine Moraltheologie, das zweite die Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz. Beide führen indessen das Jahr 1770. an der Stirne, so wie beide in dem Bahrdtischen Schriftenverzeichnisse Th. 4. ins Jahr 1768. versetzt werden.

Die Moraltheologie wird von einigen noch bis jetzt für B's bestes Buch gehalten, mit denen ich nicht zu streiten begehre. Er selbst fertigt sie ziemlich kurz ab, nennt den Inhalt den gewöhnlichen Schlendrian, rühmt aber doch, daß schon mancher gesunder Gedanke eingestreut und sonst manches besser gemacht worden, als bei andern Moralisten. Aber der arme Mann mußte wohl kurz seyn, weil er etwas wichtigers auf

*) Im vierten Theil beim Bücherverzeichnisse heißt er wirklich Schmidt, nicht Schmitt.

dem Herzen hatte, nämlich daß auch dieses Buch, gleich der Dogmatik, zu Eisenach 1780. nachgedruckt worden, und der Nachdrucker leider! nicht gehängt ist. „Daß wir noch keinen Galgen für die Nach„drucker haben," sagt er (S. 82.) mit vieler Würde: „ist der unwidersprechlichste Beweis, daß unsere „deutschen Fürsten noch keinen Funken Liebe für „Gelehrte und Gelehrsamkeit haben, sondern diese „Menschenart betrachten, wie das Wildprett, das „sich selbst erhalten muß." Die spielende Vergleichung mit dem Wildprett bei Seite gesetzt, ist hierbei viel zu erinnern. Erstlich werden wir B'n unten selbst als einen subtilen Nachdrucker antreffen, und er spricht sich selbst dadurch das fürchterliche Urtheil der großen Feldglocke gleich mit; zweitens ist die Frage: ob ihm für die Erlaubniß einen bloßen unveränderten Abdruck der alten Moral irgend ein Buchhändler ein beträchtliches Honorar würde bezahlt haben? Drittens mag B. ja beten, daß die Fürsten nicht den Nachdruck verbieten, indem sie wahrscheinlich zu gleicher Zeit den Autoren es unter ebenmäßiger Strafe des Galgens verbieten werden, ihre Schriften an zwey Verleger auf einmal zu verkaufen *). Ich wünsche, wie B., gute Bücher=

*) Herr P. sagt von Bahrdt (S. 254.): er verkaufte

polizei, aber ich dächte, er könnte sie nur in gewisser Absicht wünschen, in andrer müßte er sich davor fürchten.

Bei den Briefen über die systematische Theologie schien B. sich selbst zugerufen zu haben: duplex libelli dos est. Er lud alle deutsche Gottesgelehrten ein, mit ihm zu korrespondiren *), wobei er heilige Verschwiegenheit angelobte. Dies war eine gute Methode, theils unter den Flügeln des Adlers, wie dort der Zaunkönig, zur Unsterblichkeit zu reisen, theils auch für fremde Aufsätze Geld einzunehmen, bei welchem letztern Punkt jedoch B. seiner Art nach eine Schatzgräberrechnung machte, und sich mehr versprach, als die Sache dann eintrug. Auf das Versprechen der heiligsten Verschwiegenheit ließen sich viele Theologen, und darunter verschiedene vom ersten Range, wirklich verleiten, mit B'n in Briefwechsel zu treten, ungeachtet P. versi-

sein neuestes moralisches Werk auf eine sehr unmoralische Art à la Voltaire an zwey Buchhändler auf einmal!

*) Das Sendschreiben, welches das fünfte Stück der rechten Sammlung ausmacht, erschien gleich Anfangs besonders, als ein Sendschreiben an alle deutsche Gottesgelehrte.

chert, daß diese Briefe nicht dem Versprechen gemäß vernichtet wären, sondern sich mancher davon, wovon er auch Beweise giebt, urkundlich in seinen eignen Händen befände. Es entstand bald Mißtrauen, und die Briefe schlossen 1772. schon wieder mit dem zweiten Bande, welcher wie der erste aus vier Sammlungen bestand. Das Unternehmen an sich war nicht übel, und würde erst bei weiterer Fortsetzung recht nutzbar geworden seyn. Was die meisten zur Aufhebung der Korrespondenz mit B. bewogen haben mag, ist wohl die unglückliche Einmischung von Späßen und Historiettchen à la Bahrdt. Außerdem belehrt uns Hr. P., daß B. manches in den erhaltenen Briefen theils ausgelassen, theils gar geändert habe. Ob nicht noch ein Drittes geschehen, nämlich ob B. nicht manchen an ihn gerichteten Brief, nach Art der Wochenschriftsteller, selbst verfertigt und untergeschoben, ist freilich eine Frage, die auch selbst Hr. Pott zu beantworten nicht im Stande gewesen ist. Daß P. übrigens nicht wohl gethan, manchen bisher unbekannt gewesenen Bahrdtischen Korrespondenten namentlich bekannt zu machen, ist wohl gewiß.

Während seines Aufenthalts in Erfurt gab B. auch noch heraus, ohne daß es in dem Verzeichnisse

seiner

seiner Schriften im 4ten Theil erwähnt wird: 1) Versuch, das Herz eines Religionsverächters durch Vorstellung seines eignen Vortheils zu gewinnen. Leipzig bei Büschel, 1771. Diese Schrift ist, wie auch der Titel schon lehrt, nicht von ihm selbst, sondern er hat nur eine Vorrede dazu geschrieben, worinn er den unbekannten Verfasser, der sein Freund war, schaamlos lobt, ungeachtet es eine höchst triviale Arbeit ist. Ob der Verfasser ihm das Manuskript geschenkt, und ob es namentlich eine von den Arbeiten des Herrn von Gerstenberg sey, die ihm nach B. 1. S. 358. die freimüthigen Betrachtungen über die christliche Religion (um deren Honorarium ihn der oben beschriebene böse Professor H. brachte) geschenkt hatte, würde man unentschieden lassen müssen, wenn nicht Hr. Meusel es in der dritten Ausgabe des gelehrten Deutschlands und zwar in dem angehängten Verzeichnisse der gestorbenen Schriftsteller bekannt gemacht hätte. 2) Ein äusserst prahlerisches Avertissement von einer herausgebenden kritischen Bibel,*) wovon Hr. P. S. 288 ff. mit mehrerem nachgesehen werden kann.

*) Merkwürdig ist, daß dieser gescheiterte L'sche Plan einen Berlinischen Gelehrten nicht abhielt, bald darauf einen Auszug aus dem Kennikot zu versprechen,

Funfzehnter Brief.

Der wüste Mensch verheirathet sich.

Bahrdt, welcher zur Kochkunst eben so große Gaben in sich verspürte, als zum Frisiren und jedem Zweige menschlicher Wissenschaften und Kenntnisse, hatte in Erfurt einen Speisewirth anderer Professoren abgegeben, und dabei allemal die letzte Zubereitung der Gerichte, die jederzeit äußerst leckerhaft waren, selbst über sich genommen. Darüber war er in einige Schulden gerathen, und diesen Schulden sollte nun eine reiche Frau abhelfen. Die ersten Versuche dazu waren nicht glücklich. Bald hatte der Gegenstand der geldsüchtigen Bewerbung seinen Mammon zu lieb, und gab wenig Hoffnung, daß er die Verwaltung desselben dem neuen Herrn Gemahl überlassen würde; bald hatte die Dame, wie B. sehr sinnreich sagt, eine Aehnlichkeit mit den Gewürzinseln, ob er gleich diese Aehnlichkeit bei der

welches Unternehmen aber allgemein gemißbilliget ward.

einen — vermuthlich wegen eines Schadens an der Nase — etwas zu spät gewahr ward; bald war der Betrag des Vermögens nicht auszumitteln u. s. w. Endlich hörte er von einer Wittwe, die 6000 Rthlr. haben sollte, reiste durch den Ort ihres Aufenthaltes, ließ ihr einen Sitz in seinem Wagen anbieten, wenn sie etwa nach Mühlhausen mit reisen wollte, und die Partie ward nicht allein angenommen, sondern die schöne Sekretärswittwe nebst ihrer Schwester empfing unsern theuren Ehrenmann auch so freundlich, so freundlich, daß er, der im Beschreiben sonst eben so groß, als im Frisiren und Kochen ist, es schlechterdings nicht beschreiben kann. Schon Morgens um 5 Uhr langte er zu dieser Abholung an, und unterließ nicht, als man ihn ins Haus einzutreten ersucht und unbeschreiblich freundlich empfangen hatte, zu bemerken, daß seine Zukünftige bey dem Einschenken des Kaffees zitterte, welches seine Eitelkeit als einen Beweis ihrer plötzlichen Verliebung in ihn anzunehmen nicht ermangelte*); ungeachtet er

*) Madam B. hat jetzt durch ihren Herrn Bruder Voland gegen diese Erklärung protestiret, und läßt uns versichern, das Zittern sey daher gekommen, weil sie gesehen, daß B., den sie sich als einen bejahrten

von sich selbst bei dieser Gelegenheit anzumerken nicht vergißt, daß er keiner eigentlichen Geschlechtsliebe fähig sey. In Mühlhausen kam man bald zur gegenseitigen Erklärung, und der Mann von so großer Geld= und so weniger Geschlechtsliebe vergaß, sich nach dem Nothwendigsten zu erkundigen, und erlebte hernach das Herzeleid, daß die junge Frau an baarem Gelde nur 800 Rthlr. hatte, welche nach der Hochzeit in seiner Wohnung, wie er sehr rührend klagt, ihren armseligen Einzug hielten. Ist es verzeihlich, daß ein Mann, der blos des Geldes wegen heirathete, und bei den übrigen Bräuten so sorgfältig nach diesem Eins ist noth gefragt hatte, nun auf einmal so nachläßig verfuhr? Die neue Frau war doch gewiß ohne Schuld, denn da er sonst so viel Böses von ihr sagt, so würde er es gewiß nicht verschwiegen haben, wenn sie ihm sogleich zu mehr als 800 Rthlr. Hoffnung gemacht hätte. Ueberdem hat dieselbe (siehe Pott, S. 303.) ja in der Folge, ohne daß B. ein Wort davon sagt, einen Theil des ihrem Bruder vorgestreckten Capitals wieder erhalten. Ueber die Sächsische Justiz macht er sich bei dieser Gelegenheit auch her, weil

Mann vorgestellt, noch so jung sey. Nostrum non est, tantas componere lites!

sie seiner Frau nicht geschwinde genug zu dem Ihrigen verholfen, damit er davon ein Schloß in der Luft oder im Monde hätte erkaufen können. Er frage sich doch selbst, ob er, wenn 2000 statt 800 Rthlr. ihren Einzug in seine Wohnung gehalten hätten, um einen einzigen Pfennig reicher aus Erfurt nach Gießen gezogen seyn würde. Die Zahl derer, die dies nicht glauben wollen, ist groß.

Die junge Frau fand die Lebensart des lüstersten Hauses in Erfurt (des Bollmannischen), in welches sie ihr Eheherr bald einführte, viel zu frei und gar nicht nach ihrem Sinne, so daß sie, als die Bollmannin ihrem Manne an den Hals flog, beinahe Konvulsionen bekommen hätte. Diese Eifersucht legt er ihr nun sehr übel aus, lobt aber dabei auf eine unverdächtige Art ihre eheliche Treue *); hin-

*) Eine einzige Stelle kömmt jedoch Th. 4. S. 277. vor, wo er das Gegentheil zu thun scheint: „Pott kam zu „Pfingsten (als B. im Gefängniß war), blieb über „Nacht, zeigte sich, wie meine Kinder sagen, in der „engsten Vertraulichkeit mit meinem lieben Wei„be. An einer andern Stelle (S. 283.) sagt er, sein gutes Weib, das sehr an P. gehangen, habe sich bei einem Haare von demselben überreden lassen, nach Leipzig zu kommen, und gegen ihren Mann zu zeugen.

gegen sucht er sie nicht undeutlich in den Verdacht einer neidischen Unersättlichkeit zu bringen, die bei jeder Karesse, die er einem Frauenzimmer machte, oder von einem Frauenzimmer annahm, etwas von dem Ihrigen, wo nicht fürs Gegenwärtige, doch wenigstens fürs Künftige, zu verlieren fürchtete. In allen diesen zum Nachtheil seiner Frau lautenden Stellen bedient er sich immer des ironischen Ausdrucks: mein liebes Weib.

Es ist eine wirkliche Rechtsfrage, ob es einem Manne, der seine Frau gern los seyn will, erlaubt seyn sollte, seine Klagen über sie in den Schooß des Publikums auszuschütten. Ich bin schlechterdings der Meinung, daß, wenn diese Gewohnheit weiter um sich greifen sollte, die Obrigkeit schuldig sey, sich ins Spiel zu mischen, um den Unfug zu steuern. So weit ist B. ohnehin schon gegangen, daß er selbst über einen zu oft gebrauchten Lieblingsausdruck seiner Frau so bitter klagt, als wenn sie ihm dadurch das Leben unausstehlich gemacht hätte. (S. 135.) Sie sagte nämlich bei aller Gelegenheit, wenn sie ihre Unzufriedenheit mit einer schlechten Sache, einem schlechten Einfall, u. s. w. bezeugen wollte: Frikassee à la Brasch. Was ist nun das mehr? Ein

vernünftiger Mann würde seiner Frau vorgestellet haben, daß man sich solcher Späße enthalten müsse, die nur in der Familie, die den Aufschluß dazu hat, verstanden werden können. Eine Frikassee heißt ja doch selbst im Französischen ein Mischmasch; und wer also jenen Ausdruck der Madame Bahrdt hörte, dachte sich dabei: das ist so dummes Zeug, als Brasch vorzubringen pflegt, und dann nahm er sich höchstens die Freiheit, zu fragen, wer Brasch gewesen sey. Jetzt wissen wir indessen den wahren Ursprung dieses Lieblingsausdrucks. *) Es hatte jemand von einer ungereimten Sache gesagt: fricassée à la broche (Frikassee am Spieß gebraten); das ist nun eine nicht unrechte Bezeichnung von einem unvernünftigen und unsinnigen Unternehmen. Wäre B. ein vernünftiger und liebreicher Mann gewesen, so hätte er der Frau vorgestellt, daß sie das Wort broche wenigstens richtig aussprechen müsse, wenn sie sich nicht enthalten könnte, so oft mit dieser Floskel um sich zu werfen. Aber das that er nicht, vermuthlich um sich über sie aufhalten oder gar über sie klagen zu können.

*) Aus Hrn. Vollands Schrift.

Sogar die Geheimnisse der Brautkammer läßt er nicht unausgeschwatzt. In den ganzen ersten vier und zwanzig Stunden nach der Hochzeit, sagt er, war mir selbst die anständigste Unruhe, die Eheleute einander zu machen pflegen, durch einen mir noch unerklärbaren Zufall unmöglich geworden. Also nur ihm war sie unmöglich geworden, und der Frau nicht? Die Frau hat so gut die Verbindlichkeit, dem Manne in den ersten vier und zwanzig Stunden einige Unruhe zu machen, als der Mann ihr? Lauter in der gesitteten Welt unerhörte Dinge! Ward es aber Hn. B. wirklich unmöglich, seiner Frau eine anständige Unruhe zu machen, so ist der Fall so unerklärlich nicht, als er glaubte. Es soll schon oft geschehn seyn, daß Männer, die z. B. eine Maitresse gehabt, und dann wieder zu heirathen beschlossen hatten, nach einer Enthaltsamkeit von ein Paar Wochen sich zu Erregung einer etwas ernsthaften Unruhe unfähig gefühlt haben; selbst bei Wittwern soll dies öfters der Fall seyn. Herr B. hatte nun zwar keine Maitresse gehabt, und eigentlicher Wittwer war er auch nicht; ob aber nicht, nach dem, was uns Herr P. erzählt, kurz vor der Hochzeit eine acht= oder vierzehntägige Enthaltung bei ihm statt gefunden, das ist eine andere Frage, die Herr B.

nicht übel nehmen kann, da die Beantwortung mit Ja eine gute Hypothese zur Erklärung des quästionirten Problems abgiebt.

Sechzehnter Brief.

Theologische Doktorpromotion.

Ich habe schon neulich geäußert, daß meiner Meinung nach B. nie die theologische Doktorwürde hätte annehmen sollen, weil die Leipziger Mordgeschichte (wie er sie nennt) etwas zu ruchtbar geworden war. Sein Vater — auch der hätte der heiligen Theologie wohl die Ehre erweisen können, sie mit Anmuthung der Aufnahme eines solchen Doktors zu verschonen — besann sich, daß Doktor Kiesling in Erlangen immer Geld brauchte, und es gern nahm, so oft ers mit Ehren haben konnte, daß also in Erlangen eine ehrenvolle Simonie eher statt haben würde, als anderswo, — und er hatte sich nicht geirrt. Kiesling schlug ein. Man erließ dem Kandidaten das gewöhnliche mündliche Examen, dem

sich derselbe klüger hätte unterwerfen sollen, und schickte ihm blos eine Anzahl theologischer Fragen zu, die er beantworten, und, daß solches ohne jemands Beihülfe *) geschehen, coram notario eidlich erhärten sollte. Er genügte diesem Begehren so, daß er einige Bogen voll über die verlangten Fragen schrieb; aber er that auch noch mehr, als begehrt war, nämlich er vertheidigte seine Inauguraldisputation, zwar nicht in Erlangen, aber doch in Erfurt. Das letzte war nun sonderbar. Eine Inauguraldisputation muß entweder gar nicht oder an dem Orte, wo die Inauguration eigentlich vor sich geht, vertheidigt werden. Als im Jahr 1736. in Halle die sechs sogenannten Bettdoktoren gemacht wurden, vertheidigte Baumgarten und einige andre hinterher ihre Inauguraldisputation; und doch waren diese selbst nicht Inauguraldisputationen im eigentlichem Verstande. Durch das Doktordiplom zeigte sich B., wie er glaubt, berechtigt, alle und jede theologische Vorlesungen zu halten, und sich den ordentlichen Professoren darinn gleich zu stellen. Um zu sagen, ob er hieran recht glaubte, müßte

*) Ohne Zuthun eines Mannes sagt der witzige B., vermuthlich, um sich der reinen und unbefleckten Jungfrau gleich zu setzen.

man die Verfassung der Erfurtischen Universität näher kennen. Auf vielen Universitäten ist, und zwar von Rechts wegen, ein bloßer Doktor der Theologie weniger, als ein extraordinärer Professor derselben, eben so wie ein Doktor der Rechte weniger ist, als ein extraordinärer Professor der Rechte. Nun darf auf manchen Universitäten (z. B. so viel ich weiß, in Halle) ein Extraordinarius nicht geradehin *) die Dogmatik und Polemik lesen; und wenn also Erfurt gleiche Gesetze hat, so war es noch immer Unrecht, wenn der neugemachte Doktor sich alles zu lesen herausnahm.

Den Doktoreid hat er coram notario geleistet, und darinn, wo nicht auf die symbolischen Bücher, welches, wie ich hoffe, in Erlangen nicht nöthig ist, doch auf die Bibel geschworen. Nun vermengt B. die Bibel offenbar mit den Theologen, und hält sich daher so wenig verpflichtet, der Bibel zu glauben, als den Theologen. Einen Beweis davon giebt seine eigene Erzählung von seiner Doktorwerdung. Denn er

*) Auf einer berühmten Universität las ein beliebter Professor Extraordinarius über die Beweissprüche, nannte sein Collegium die Topik, und es war im Grunde die Dogmatik.

sagt, er habe schon damals an das von den Theologen gedichtete Schauspiel des jüngsten Tages nicht mehr recht geglaubt. Es ist doch ein großer Unterschied, das Schauspiel des jüngsten Tages erdichten, und eine Stelle auf den jüngsten Tag ziehen, die nicht darauf gezogen werden kann. Einen jüngsten Tag und ein Weltgericht glaubte B. noch bei seiner ersten Herausgabe des Neuen Testaments, folglich auch das Schauspiel desselben, das Matth. 25, 31. ff. beschrieben, und folglich nicht von den Theologen, sondern, wenn einmal eine Erdichtung vorgegangen seyn soll, nur von dem Evangelisten erdichtet seyn kann.

Hat nun B. seit einiger Zeit die Meinung angenommen, daß des Matthäus Nachricht von dem jüngsten Gericht erdichtet sey, so muß er der Universität Erlangen den Doktortitel zurück geben, und sich seines Eides quit erklären lassen.

Siebenzehnter Brief.

Blühende Aussicht in Gießen.

B. wird nach Gießen berufen, — eine Epoke, in welcher Hr. Pott den ersten Theil seines nun vermuthlich unvollendet bleibenden Werks abgebrochen hat. Die Veranlassung dazu hat B. wohl richtig angegeben. Doktor Bechtold zu G. wollte gerne einen Collegen, der schon in der Welt Aufsehen gemacht hätte, auf solche Art erhalten, daß derselbe sich gefallen ließe, ihm selbst nachzustehen. Diesen Mann fand er an B. Er intaminirte alles fein theologisch, und er that, was die meisten Theologen unter gleichen Umständen thun würden, er erkannte Bahrdten für völlig orthodox, eben so wie jeder Heterodox sicher erwarten kann, von jedem orthodoxen Mann und seiner orthodoxen Frau für einen würdigen und orthodoxen Schwiegersohn erkannt zu werden, so bald er nur eine ansehnliche und Geld bringende Bedienung hat, ein guter Wirth ist, und der Tochter gefällt. Bechtolden arbeitete sein hy-

perorthodoxer älterer Kollege Benner aus aller Macht entgegen, aber ohne etwas ausrichten zu können. Dieser Benner, ein geborner Gießner, war, wie die ganze Welt bezeugt, ein sehr beißiger, neidischer und heimtückischer Mann, der große Liebe zur polemischen Theologie hegte, und mit Zinzendorf, Loen und andern manchen Speer gebrochen, auch, wie B. versichert, eine gute Anzahl seiner Kollegen, selbst den Kanzler Pfaff, der doch ein zähes Leben hatte, und sich auf das Beißen und Verketzern, ungeachtet seiner für die damaligen Zeiten wirklich großen Aufklärung, besser als tausend andere verstand, zu Tode geärgert hatte. Wer Bennern kannte, vermuthete gleich, daß es zwischen ihm und Bahrdten unmöglich friedlich zugehen könnte, und man sah diese Muthmaßung bald bestätigt. Uebrigens ist es falsch, was B. sagt, daß Benner damals bereits 80 Jahr alt gewesen. Er war höchstens 72, dabei aber noch sehr munter und lebhaft, übrigens spöttisch, grob und gebieterisch, wie ehemals fast alle alte Theologen. War es unter diesen Umständen ein Wunder, daß er theils die Leipziger Mordgeschichte aufwärmte, freilich aber sie ganz anders als Mordgeschichte betittelte, und nächstdem in Bahrdts Schriften nach Ketzereien

jagte, wo für einen guten Jäger an dergleichen Wildprett kein Mangel war?

Ein neu ankommender Kollege pflegt den andern zu besuchen, und muß es des Wohlstands wegen thun. Also wird unser theurer Gottesmann auch wohl Bennern besucht haben, und wir würden ihm hundert seiner Episoden schenken, wenn er uns das erste Gespräch, welches zwischen ihm und Bennern vorfiel, erzählt hätte. Diejenigen, die Bennern kannten, würden bald urtheilen können, ob ihm das Gespräch ähnlich sehe. Aber B. ist schlau; er erzählt lieber Gespräche, die bald nach Christus Geburt vorgefallen seyn sollen; soll er hingegen ein Gespräch aus neuern Zeiten darstellen, so ist eine von den redenden Personen immer Er selbst, und die andre ein obskurer Mann, dessen Denkens- und Sprechart niemand kennt, folglich auch niemand beurtheilen kann. Persönlich gekannt, scheint er Bennern zu haben, weil er von seiner Physionomie redet; allein daraus folgt noch nichts für persönliche Zusammenkunft. Ein Mann von Benners Dreistigkeit würde bei dieser Gelegenheit wirklich dem neu Ankommenden manche Aufbehaltens werthe Dinge gesagt haben, die man von der Hand des Meisters,

selbst mit etwas Kleister überzogen, wieder erzählt nicht ungern würde gelesen haben. In einigen Respekt hat sich Benner bei ihm unstreitig gesetzt. Woher sonst die wirklich übertriebenen Lobsprüche *) auf ihn? Wer in der ganzen Gotteswelt hat jemals Bennern, wenigstens aus seinen Schriften, für einen guten Kopf, einen Satyriker und sogar für einen guten Lateiner erklärt? für alles dies hält ihn der scharfsinnige B. Aber auf der andern Seite, wie oft bezeugt er seine fast kindische, oder mehr als kindische, nämlich boshafte und, ich möchte fast sagen, pöbelhafte Freude darüber, daß Benner theils wegen des guten Erfolges der Antrittspredigt, theils wegen jeder andern glücklichen Begebenheit, die ihm, seinem nunmehr erklärten Widersacher, wiederfuhr, einen lange währenden Durchfall bekam. Wäre Bahrdt Sohn eines niedrigen Handwerksmanns oder von ähnlicher Herkunft, die eine frühere Bildung zur schlechten Denkungsart vermuthen ließe, ich würde ihm verzeihen. Aber dem Sohn eines angesehenen Geistlichen verzeihe ich sie nicht.

*) B. scheint irgendwo zu verstehn zu geben, daß Benner eines Bäckers Sohn gewesen. Für einen solchen hatte ers doch weit genug gebracht!

nicht. Es ist bei Leuten, welche alt werden sollen, ein sehr gewöhnliches Phänomen, daß sie den Durchlauf bekommen, so bald sie sich geärgert haben. Ich glaube auch gar gern, daß Benner sich darüber geärgert hat, daß seine Gemeine den neuankommenden Ketzer gern hörte, und noch mehr, daß der Hof ihn schützte; auch das glaube ich, und halte es für verzeihlich, daß andre des fleissigen Stuhlganges öffentlich spotteten; aber wie Bahrdt dies, ohne sich zu erniedrigen, thun könne, das begreife ich nicht.

Von seinem eigenen Betragen, wie er Bennern und dessen Wuth gegen sich erregt, sagt B. wohlbedächtig kein Wort; daß er es aber an Reizungen — sehr unbedächtig — nicht habe fehlen lassen, davon haben wir leider! ein auffallendes Beispiel. Wir haben oben gesehen, wie er sich nicht begnügte, wider das Wittenbergische Responsum geschrieben, und sogar, wie P. meldet, einen unschicklichen Brief an die theologische Fakultät geschrieben zu haben, sondern die Wittenberger sogar in eine Note zu seiner Uebersetzung des neuen Testaments brachte. Bennern hat er sogar in den Text gebracht. Er erzählt uns (S. 144.), Benner habe die Gewohnheit ge-

habt, die Anschlagung der Bergglocke immer auf der Straße zu erwarten, und alsdenn mit vieler anscheinenden Frömmigkeit sein Gebet mit dem Hute vor dem Gesichte öffentlich vor den Augen der Stadt zu verrichten. Vergleichen Sie nun damit die Bahrdtische Uebersetzung Matth. 5, 5. „Auch „bei eurem Gebete hütet euch vor der prahlenden „Andacht. Macht es nicht wie jene, die sich dar„auf legen, die Betglocke in den Synagogen oder „an der Ecke einer Straße abzuwarten, und dann „stehen zu bleiben, (um) in ihrer Andacht von al„len Menschen bemerkt zu werden. Ich sage „auch, die Andacht dieser Leute hat keine Beloh„nung zu hoffen, als die, welche sie bereits hat, „die Bewunderung des Pöbels.“ Man nehme dazu, daß derjenige, der so unenthaltsam und unbedächtig schrieb, nicht enthaltsam und bedächtig genug war, einen seiner Meinung nach so außerordentlich witzigen Einfall zu verschweigen. Vielmehr sieht es B'n sehr ähnlich, daß er ihn noch viel früher herumbrachte, als die Uebersetzung des Neuen Testaments erschien, und daß also Benner, den sonst die Bannstrahlen des Hofes schon furchtsam gemacht haben würden, vermuthlich daraus eine Veranlassung nahm, gegen die Uebersetzung Lerm zu

blasen, die er sonst vielleicht verschont hätte. Das Lesen über Benners Moral, welches er selbst (S. 158.) als eine Unvorsichtigkeit eingestehet, trug auch viel zur Erbitterung bei.

Auf den Erfolg seiner Anzugspredigt thut sich B. etwas rechts zu gute, gerade als wenn dergleichen Erfolge so etwas seltenes wären. Ich bekümmere mich um Antrittspredigten sehr wenig; und doch weiß ich Beispiele genug, wie Gemeinen, die ganz gegen einen neu antretenden Lehrer eingenommen waren, auf einmal ganz für denselben umgestimmt wurden, wenn er nur eine dem Orte und den Umständen angemessene Antrittspredigt hielt. Gemeiniglich erreichten diejenigen ihren Zweck am besten, die blos mit oratorischem, hochtrabendem und folglich mehrentheils unverständlichem Wortgepränge das Ohr der Zuhörer zu füllen suchten, wiewohl mir auch einige wenige Beispiele vorgekommen sind, wo die Sprache von Herz zu Herz Herzen gewonnen hat. Von welcher Art B's Predigt war, läßt sich, da sie, so viel ich mich besinne, in keiner Predigtsammlung des Verfassers gedruckt ist, nicht bestimmen. Er wird aber von keiner seiner Predigten erweisen können, daß sie einen vorzüglichen Beifall einsichtsvoller Kunstrichter

erhalten habe, und um so weniger hat er Ursache, auf eine so außerordentlich gewöhnliche Wirkung einer Antrittspredigt stolz zu seyn, und sich einzubilden, (S. 146.) daß nie ein Sieg so glanzvoll, noch nie von einem Ketzer über einen Orthodoxen sey errungen worden. Man muß sehr einfältig seyn, wenn man nicht einsieht, daß gerade bei einer Probe- und noch vielmehr bei einer Antrittspredigt die Verketzerung am allerersten scheitern könne. Ohnehin gesteht B., daß er den ihm sehr unschuldig und von der Klugheit geboten geschienenen Kunstgriff gebraucht habe, den Namen Jesus recht oft ertönen zu lassen, und eine recht christliche oder Christusvolle Predigt zu halten. Ungeachtet dieses Kunstgriffs, den ein wirklich beredter, und, noch mehr, ein wirklich ehrlicher Mann verschmäht haben würde, strahlte aus Bahrdts Augen, wie er versichert, hohe Andacht, ward in seiner bebenden Stimme hörbar; gewann die ganze Gemeine, und wandte das ganze Volk um. Man sollte glauben, ein Kandidat erzähle die Wunderwirkungen seiner ersten Predigt. Manchem entfiel sogar eine Thräne, sagt er; gerade als wenn das nicht so mancher Kandidat von seiner ersten Predigt auch rühmen könnte, und rühmte.

Es scheint eine Art von Ehrlichkeit und Bescheidenheit zu seyn, wenn B. zur Verringerung seines Triumphs sich (S. 100.) einen mittelmäßigen Deklamator nennt, und uns erzählt, daß in Gießen und dessen ganzem Umkreise kein erträglicher Prediger zu hören und zu sehen war. Benner krähte wie ein Hahn, und Bechtold hatte nur zwei Töne, welche zwei Oktaven (o ho!) aus einander waren. Wie schickt sich aber dies zu dem sonderbaren Ausrufe: (S. 148.) „O möchten doch junge Kandidaten, „die dies lesen, dieses merkwürdige Beispiel zu Her„zen nehmen, und hier lernen, was für Wunder die „äußerliche Beredtsamkeit thut." Wer triumphirt, wenn er Zwerge überwunden hat? Aber die ganze Nutzanwendung läuft am Ende darauf hinaus, daß die Kuratoren von Schulen und Universitäten (S. 149.) Anstalten machen sollen, jungen Leuten Deklamation und Aktion beizubringen, damit sie (nach eigenen begangenen auffallenden Ausschweifungen) den Beifall einer gedankenlosen Gemeine durch eine Antrittspredigt gewinnen, und ihre orthodoxen, wie Hähne krähenden oder nur zwey Töne habenden Gegner aus dem Sattel heben können.

Nach der Predigt machte B. einen Bock, daß er den Segen sang; und doch hatte er Bechtolden

gefragt, wie der Segen in Gießen gesprochen werde? Soll man demjenigen, welcher fragt, wie der Segen gesprochen werde, darauf antworten, er werde gesprochen und nicht gesungen? Es zeigt wenigstens eine große Unwissenheit an, wenn man nicht besser zu fragen weiß. Und nun beredete uns B. lieber gar, Bechtold habe dies mit Fleiß so eingerichtet, um ihn eine Unschicklichkeit begehen zu lassen.

B. konnte von Glück sagen, daß man ihn in Gießen annahm; hinterher war er aber doch nicht ganz zufrieden, daß er den Rang unter Bechtolden bekommen hatte, und meint, wenn er es nur ordentlich angefangen hätte, so würde er gewiß demselben vorgezogen worden seyn und die zweite Lehrstelle erhalten haben. Wahrlich, er spricht wie ein Kind. So wie er es darauf angelegt hätte, Bechtolden vorzuspringen, so war dieser sein Feind so gut als Benner; und wenn sie mit vereinigten Kräften sich seiner Berufung widersetzt hätten, so wäre wahrscheinlich aus der ganzen Sache nichts geworden.

Als Beisitzer des Consistoriums lernte B. zwei wichtige, die auf dem Vogelsberge gelegenen 13 Dorfschaften betreffende statistische Nachrichten, daß

dort bei der schmalen Kost und den dadurch möglich gemachten frühern Heirathen keine Hurerei vorfällt, und daß der Bauer daselbst sich auf den Fuß setzt, nie mehr als zwei Kinder am Leben zu haben, und erst wieder ein neues zu zeugen, wenn eins von den beiden stirbt, und das aus der Ursach, weil das dritte lebende Kind der Landesherrschaft leibeigen seyn würde. Ob das alles so ganz seine Richtigkeit hat, mögen Personen untersuchen, welche dem Vogelsberge näher leben. Ich will hier blos anmerken, daß B. aus Gedankenarmuth die letztere Posse aus seinem Rindviegius übertragen hat, wo die Bauern eines gewissen Ländchens sich nie über drei lebende Kinder halten. Ist ihm aber dabei nie eine Anwendung auf sich selbst eingefallen? Sprach er nie zu sich selbst: Siehe, du unenthaltsamer B. wie sehr diese armseligen Bauern über dich erhoben sind! Bekannter mit den Freuden des Ehestandes, als du in deinen extraordinairen Professorjahren zu Leipzig warst, beweisen sie aus bloßer Menschenliebe mitten im Ehebette mehr Gewalt über die Leidenschaften, als du in der Hainstraße bewiesest, da eine gemeine Dirne dich lockte. — So hätte B. zu sich sprechen können; aber ich glaube, er liebt die Anreden an sich selbst nicht sonderlich.

Wenn D. Bechtold etwa gestorben ist, so muß ich es in den gelehrten Zeitungen übersehen haben. Ich glaube also, er lebt noch. Aus der kühnen Art, wie B. von ihm spricht, sollte man denken, er müßte todt seyn. Wenigstens läßt sich kaum begreifen, wie er alsdenn zu so manchen Dingen, die B. ihm Schuld giebt, still schweigen könne. Doch vielleicht hat er in einer Schrift protestirt, die mir nicht zu Gesichte gekommen.

Viel gelinder geht B. mit dem lächerlichen und allgemein für lächerlich erkannten Ouvrier *) um; auch von Prof. Schulz, von dem doch viel zu sagen seyn mußte, sagt er weiter nichts, als daß er Benners jüngste Tochter, ihrer seltenen Fleischigkeit halber, geehelicht, ihn ausgeforscht, und jedes unbehutsame Wort seinem Schwiegervater zugetragen, und so zu neuen Zänkereien Gelegenheit gegeben habe.

Was sagen Sie zu der egoistischen Stelle (S. 176.) die wieder einen schrecklichen Egoismus verräth: „der Kanzler Koch theilte mir alle seine gelehr„ten Arbeiten mit, und fragte mich in Dingen um „Rath, die ich verstand, und wo Scharfsinn, phi-

*) Ganz gelegentlich nennt er ihn S. 194. einen armen Sünder.

„losophischer Blick, Sprachkenntniß, Geschmack,
„u. d. gl. erforderlich war?“

Ich komme jetzt auf B's Gießensche Schriftstellerei, wovon er sehr selbstgefällig (S. 188.) sagt: Ich habe in Gießen viel geleistet. Wir wollen sehen, was es ist. Erstlich zwei Predigtsammlungen, nach orthodoxem Zuschnitt, um Benners Ketzermacherei zu nichte zu machen. Er lobt an der einen den populären Ausdruck, und die lichtvolle Darlegung der Begriffe. Andre fanden beides noch nicht. Bahrdts Styl fing erst etwas später an, ganz genießbar zu werden. Dann kömmt er auf seinen apparatus criticus veteris testamenti, ohne sich merken zu lassen, daß die Kritiker damit, wie sie es auch gegründete Ursache hatten, sehr unzufrieden waren. Wer kann in einem solchen Fache von einem Manne etwas erwarten, dem es nur auf das Honorarium ankömmt, und der darüber seufzt, (S. 191.) daß ihm eine halbe Seite dieser Arbeit kaum acht Batzen einbrachte, ob er gleich über dieser halben Seite eine ganze Stunde zugebracht hatte. Nun folgt die Allgemeine theologische Bibliothek, wo das Geständniß, (S. 192.) daß er dadurch das Vergnügen genossen, mit der neuesten theologischen

Litteratur bekannt zu werden, sehr naiv ist. Noch komischer ist, was gleich folgt: Hier endlich hatte ich Gelegenheit, die liebe Orthodoxie auf eine kostenlose Art zu züchtigen, und mich wegen der vielen Verdrüßlichkeiten schadlos zu halten, die sie mir verursacht hatte. Er muß übrigens glauben, daß sich die von ihm herrührenden ersten vier Bände dieses Journals selbst loben, denn er lobt sie sehr wenig. Die Wahrheit ist, daß bei aller darinn herrschenden Frechheit und Impertinenz doch manchem armen Sünder die Wahrheit gesagt, und nicht selten über Sachen, wo andere nicht mit der Sprache heraus wollten, zuerst frei geurtheilt ward.

Die Homiletik, die er schrieb, war nicht ganz ohne Vorzüge. Man sahe den Nachahmer von W. Abr. Tellers ganzer Pflicht des Predigers ein wenig durchblicken, und selbst mit des Zeizischen Tellers Manier wollte die Allgemeine deutsche Bibliothek einige Aehnlichkeit entdeckt haben.

Von dem Entwurf einer unpartheiischen Kirchengeschichte ist das gelindeste, was man sagen kann, daß man nichts vorzügliches daran fand. Das ist doch noch aufrichtig, daß er gesteht, daß er sich dabei von Ernestischen Heften leiten ließ. Aber es

scheint, Ernesti ließ sich zu der Zeit, als diese Hefte nachgeschrieben waren, nur über weniges frei heraus.

Der Versuch, den protestantischen Lehrbegriff zu verbessern, oder, wie der Titel eigentlich heißt: Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche, war, wie er zu erinnern vergessen hat, weiter nichts, als eine Fortsetzung der Briefe unter einem andern Titel. In der Vorrede behauptet er, acht Mitarbeiter zu haben, welches vielleicht Rodomontade war. Es kam noch ein Anhang dazu heraus, und damit hatte das Lied, vermuthlich eben wegen des Mangels an Mitarbeitern, schon wieder ein Ende.

Ein Freigeist, welcher durch Gießen reiste, hatte ihn von der Versöhnungstheorie zurück gebracht (S. 210 ff.), als er den Entschluß faßte, das neue Testament, welches er aber damals noch (S. 236.) für göttlich hielt, zu übersetzen, und es für Orthodoxie unbrauchbar zu machen. Das hat er denn freilich auch redlich geleistet; jeder Unpartheiische aber wird eingestehen müssen, daß es doch immer ein unredlicher Vorsatz eines Uebersetzers sey, das überhaupt nur in seinen Plan zu bringen, daß er Beweisstellen geflissentlich wegübersetzen (ich will sagen,

durch seine Uebersetzung zu fernern Beweisstellen unbrauchbar machen) wolle. Es sey mir erlaubt, dies durch ein Beispiel des Wertheimischen Bibelübersetzers, der, wie Bahrdt, ein guter Kopf war, zu erläutern. Schmidt — so hieß, wie bekannt ist, der Wertheimer — ärgerte sich, daß einige Theologen aus der Segensformel (der Herr segne dich, der Herr lasse sein Angesicht über dich leuchten, der Herr hebe sein Angesicht auf dich) die Dreieinigkeit oder vielmehr nur das Daseyn dreier göttlichen Personen beweisen wollten, welches freilich nicht recht war. Aber statt ihnen selbst zu überlassen, sich von dem Ungrunde ihrer Auslegung zu überzeugen, wollte er es ihnen lieber unmöglich machen, ihre Erklärung auf irgend eine Art in den Text hinein zu tragen, und daher gab er lieber folgende sichtbar falsche Uebersetzung: „Bringe Aaron „und seinen Söhnen den Befehl, wenn sie den Se„gen sprechen wollten, so sollten sie eine von folgen„den Formeln gebrauchen: der Gott Jehova wolle „euch allezeit Glück und Segen geben ꝛc.; oder: der „Gott Jehova wolle euch in seiner Gnade erhalten ꝛc. „oder auch: der Gott Jehova wolle euch seiner Gnade „würdigen." Nun war die Stelle für die Orthodoxie völlig unbrauchbar gemacht; aber waren auch die

Pflichten des Uebersetzers erfüllt? Man kann nicht sagen, daß B. sich den Wertheimer zum Muster genommen hat; aber er hat eben das gethan, was jener that. So übersetzt er z. B. Joh. 1. v. 1. „Es „war (beim Entstehen dieser Welt) nur Gott und „der Logos,“ statt: der Logos war Gott. Dazu macht er dann eine Note, worinn er sagt, er werde dereinst in seinem Kommentar ein mehreres sagen, um diese Lesart zu beweisen. Ja freilich dereinst; denn dieser Kommentar ist nie geschrieben, hat auch vermuthlich nie geschrieben werden sollen, sondern der liebenswürdige Mann wollte sich nur mit einer von den Orthodoxen für unumstößlich gehaltenen Stelle ein Späßchen machen. In Berlin fand die damals herrschende Parthei den Spaß auch wirklich sehr sinnreich; und wahrscheinlich würde man viel Wesens daraus gemacht haben, wenn nicht eben damals ein Berliner die Entdeckung gemacht hätte, daß die ersten vierzehn Verse des Evangeliums Johannes vom Origenes irgendwo für unächt erklärt worden, oder Origenes wenigstens gesagt habe, sie stehen in den Abschriften einer gewissen Parthei nicht. Dieser Behauptung fehlte es an weiter nichts, als an dem Beweise; denn die Stelle, wo Origenes dergleichen sagt, ist bis jetzt noch nicht aufgefunden;

aber der Satz selbst wird von ächten Berlinern steif und fest fort behauptet, dies ist also der Grund, warum Bahrdts Erfindung weniger Glück daselbst gemacht hat. Uebrigens ärgerte man sich in Berlin *) an einigen Stellen der Uebersetzung wirklich noch, weil man sie zu orthodox fand. Man wird ihm aber dieses auch wohl in Privatbriefen zu verstehen gegeben haben, wie ehemals bei der Dogmatik. Auf der andern Seite aber prieß man, wie billig, das vorzügliche Talent, welches B. zeigte, den von ihm als richtig angenommenen Sinn ungemein deutlich darzustellen, wovon sich besonders im dritten und vierten Theile viele Beispiele fanden.

Wie B. darauf kam, diese Uebersetzung dem Fürst Bischof von Bamberg und Würzburg zuzueignen, um theils Aufsehen zu erregen, theils ein Geschenk an gutem Steinwein zu erhalten, wovon auch wirklich 50 Bouteillen (oder, wie Herr B. als ein ächter Leipziger schreibt, Butellen) erfolgten, erzählt er mit ziemlicher Weitläuftigkeit, vergißt

*) Die Partei in Berlin, welche dies that, war klein; weil sie aber damals den Ton angab, und trefflich laut war, so mußte es immer ganz Berlin entgelten, wenn man davon sprach.

auch nicht, uns zu sagen, daß er die letzten dieser Butellen erst zu Dürkheim an der Hardt ausgetrunken habe, woraus der geneigte Leser B's große Enthaltsamkeit zu entnehmen nicht ermangeln wird.

Guter alter Steinwein mag ganz hübsch schmecken; denn derjenige, welchen ich getrunken habe, schmeckte recht gut, und war, ob er gleich aus einem mediciniſchen wohl renommirten Privatkeller kam, dennoch vermuthlich nicht von der ältesten Sorte. Aber die Bewegungen, welche die neue Uebersetzung machte, verbitterte den Steinwein etwas. Goeze schrieb, zu Benners unaussprechlicher Freude, dagegen; denn darauf konnte er nun seine Insinuationen gegen B. gründen. Ob die Betglocke dabei ihre Rolle mitgespielt habe, erwähnt B. nicht. Er konnte aber wohl begreifen, daß, wenn er dergleichen Noten herausgelassen hätte, der Lerm etwas geringer gewesen seyn würde.

Er ist auch darinn ein unvollkommner und unordentlicher Erzähler, daß er nicht erwähnt, was seine Uebersetzung sonst für Schriften, und Aeußerungen hervorbrachte. Besonders hätte er anführen sollen, daß sein Kollege Schulz, Benners Tochtermann, so wie er sich an seinen Lehrer Michaelis

angeschlossen, und eine unvollendet gebliebene Uebersetzung des Alten Testaments angefangen hatte, durch die Bahrdtische des Neuen veranlaßt, auch dies zu übersetzen anfing, aber nicht weiter als bis zum Johannes kam. Schulzens Streit mit B. war noch ungleicher, als der mit Michaelis. Denn den letzten übertraf Schulze im deutschen Stiel, aber mit Bahrdten konnte er sich nicht messen. Aller Vorzog, den Schulzens Uebersetzung erhielt, bestand darinn, daß strenge Orthodoxen sie unter die rechtgläubigen, die Bardtische aber unter die anrüchtigen und Socinianischen setzten. Goeze muß nicht gewußt haben, was er aus der Schulzischen Uebersetzung machen soll; denn er hat sie in seiner Bibelsammlung glücklich ganz weggelassen.

Das zweite Stück von Gegenschriften, dessen B. hätte gedenken sollen, war der bekannte Prolog, den Goeze zu seinem Testament verfertigte. Ich glaube, Sie kennen diesen Prolog nicht, und ich will ihn daher, weil er sich selten gemacht, ganz hersetzen.

Pro=

Prolog

zu den neuesten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Dr. Carl Friedr. Bahrdt. Gießen, 1774. 8.

(Die Frau Professorn tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt sitzt am Pult, ganz angezogen, und schreibt.)

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind! Die Gesellschaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ohngefähr,
(sein geschrieben Blatt ansehend.)
So redt' ich, wenn ich Christus wär.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp herauf?

Bahrdt.

's ist ärger als ein Studentenhaus.
Das ist ein Besuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt! 's ist der Tritt von Thieren.

(Die vier Evangelisten mit ihrem Gefolg treten herein. Die Frau Doktorn thut einen Schrei. Matthäus mit dem Engel, Markus begleitet vom Löwen, Lukas vom Ochsen; Johannes, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du bist ein Biedermann,
Und nimmst dich unsers Herren an.
Uns wird die Christenheit zu enge,
Wir sind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkommen, ihr Herrn! Doch thut mirs leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit.
Muß eben in Gesellschaft 'nein,

Johannes.

Das werden Kinder Gottes seyn.
Wir wollen uns mit dir ergötzen.

Bahrdt.

Die Leute würden sich entsetzen.
Sie sind nicht gewohnt solche Bärte breit,
Und Röcke so lang und Falten so weit;
Und eure Bestien, muß ich sagen,
Würde jeder andre zur Thür naus jagen,

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt
Seitdem uns unser Herr bestellt.

Bahrdt.

Das kann mir weiter nichts bedeuten;
Gnug, so nehm ich euch nicht zu Leuten.

Markus.

Und wie und was verlangst denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch kürzlich sagen thu:
Es ist mit eurer Schriften Art,
Mit euren Falten und eurem Bart,
Wie mit den alten Thalern schwer,
Das Silber fein, geprobet sehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr.
Ein kluger Fürst der münzt sie ein,
Und thut ein tüchtigs Kupfer drein,
Da mags denn wieder fort kursiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Euch in Gesellschaft produziren,
So müßt ihr werden wie unser einer;
Geputzt, gestutzt, glatt — 's gilt sonst keiner;
Im seidnen Mantel und Kräglein flink,
Das ist doch gar ein ander Ding.

Lukas der Maler.

'Möcht mich in dem Kostume sehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
'Hab just noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das war mir ein Evangelisten Staat!
Kommt = = =

Matthäus.

Johannes ist schon weggeschlichen,
Und Bruder Markus mit entwichen.

(Des Lukas Ochs kömmt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.)

Schafft ab zuerst das garstige Thier,
Nehm ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lukas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

(Die Evangelisten mit ihrem Gefolge ab.)

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's sollen ihre Schriften dran.

Uebel genommen haben kann Bahrdt diese Posse nicht. Wahrscheinlich ist sie ihm vielmehr lieb gewesen. Indessen erhellet noch daraus im Ganzen, daß Leute von Einsicht durch die Maske hindurch sahen, und den wahren Grund der Schreiberei wohl entdeckten.

Von seinen Gießenschen Schriften hat B. noch vorher die Herausgabe des Gerstenbergischen Versuchs, den katholischen Lehmbeg zu vertheidigen, von einen Protestanten erwähnt, von welchem er klagt, daß er so sehr unbekannt geblieben. Fast lustig ists S. 197. zu lesen, wie jämmerlich er sich anstellt, daß man nothwendig seinen Namen nennen muß, um von den Wächtern Zions gefahen, und auf den Richtplatz geschleppt zu werden. Das konnte er ja doch als Professor in Gießen wohl schon wissen, daß eine anonymische Schrift besser geschrieben seyn muß, als die Gerstenbergischen es waren, um durch sich selbst Aufsehen zu erregen. Warum nannte er, der kühne Mann, sich nicht als Herausgeber? Oder warum ließ er nicht 1776. nach Gerstenbergs Tode einen neuen Titel umschlagen, und nannte diesen gradehin als Verfasser? Gelt! daran hat der Finanzier nicht gedacht.

Von seinen auch in Gießen geschriebenen Kritiken über die Michaelische Bibelübersetzung 1773. sagt er nichts, ob sie gleich ziemlich gut aufgenommen wurden. Wahrscheinlich hatten andre dabei in sein Feuer geblasen. Des sonst guten und verdienten Michaelis Schwächen sind trefflich aufgedeckt. Bei dem allen ist es jedoch viel leichter, solche Kritiken, als eine solche Uebersetzung zu verfertigen.

Achtzehnter Brief.

Der Direktor eines Philanthropins in Marschlinz.

Benner ließ nicht ab, gegen B. zu klagen, und als Herr von Moser das Regierungsheft in die Hände bekam, so ward Bahrdten bange. In dieser Seelenbedrängniß kam Hr. Ulysses von Salis zu ihm, der zu Marschlinz in Graubünden ein Erziehungsinstitut errichtet hatte, zu dessen Umschaffung zu einem Philanthropin Bahrdt dem Hrn. von Salis von Ba-

sedow nach einer erhaltenen nächtlichen Offenbarung vorgeschlagen war.

Nun waren wieder lauter glückliche Aussichten. Bahrdt reiste nach Dessau, um etwas von der Philanthropinerei zu erlernen, lernte aber nichts, sondern mußte wieder in den unermeßlichen Schätzen seines eigenen Geistes Rath suchen.

Salis betrog ihn, wie er erzählt, in mehr als Einer Absicht, ja er ging sogar damit um, ihn zu betrügen. Nostrum non est, tantas componere lites.

Die Hauptsache ist, B. entfernte sich, zu unaussprechlichem Frohlocken seiner Gegner, die dies als eine Flucht betrachteten, *) aus Deutschland. Die allgemeine Meinung war indessen, theils daß B. wohl schwerlich zum Direktor eines Philanthropins gemacht sey, theils daß er wohl nicht lange in Graubünden bleiben werde. Das letzte traf nur zu sehr

*) Goeze in der Beschreibung seiner Bibelsammlung kündigte es so an: Bahrdt hat um Ostern dieses 1775. Jahres seinen Abschied erhalten, und Gießen verlassen müssen, ohne daß ihm verstattet worden, eine Abschiedspredigt zu halten.

ein; denn bald vernahm man, daß er wieder nach Deutschland, und zwar in die Länder des Grafen, jetzigen Fürsten von Leiningen-Dachsburg, zurück kehren würde.

Ich will, blos über seinen Abschied aus Gießen und über seine eigenen Nachrichten von seinem Marschlinzer Zustande einige Anmerkungen zu machen, mich begnügen.

Daß er um seine Dimission gebeten, und sie erhalten, sagt er; ob er eine Abschiedspredigt halten durfte, oder nicht, davon schweigt er, so wie von seinen Abschiedsbesuchen. So klagt er auch über Deinet, den er einen schlauen und hämischen Kalvinisten nennt — wer sollte bei B'n Sektenhaß suchen? — daß er ihn bei dem Hrn. von Salis angegossen, aber er erklärt nicht, was Deinet für Bewegungsgründe gehabt, ihn anzugießen. Er hatte so viel Geld, daß er zweihundert Gulden, die er jemand in Gießen schuldig war, bezahlen konnte; aber, um mit mehrerem Gelde in der Schweiz anzukommen, bezahlte er sie nicht, ja er erwähnte deren beim Abschiede gegen den Gläubiger nicht einmal, der dies so übel nahm, daß er ihn nach seiner Abreise in Butzbach anhielt und mit Arrest bedrohte.

Das nennt er nun eine Schadenfreude! Allein wie kann er? Oder war es nicht von seiner Seite eine wirkliche Dummdreistigkeit, seine Schuld nicht zu erwähnen?

Er meint, der andre hätte ihn ja mahnen können. Als wenn man das so gern thäte! Der Gläubiger konnte dann auch wohl den Verdacht unterhalten, daß von Marschlinz aus keine Bezahlung erfolgen würde. Am Ende bezahlte er dann doch nicht baar, sondern die Metropolitanswittwe in Butzbach mußte Bürgschaft für ihn leisten. Ob diese Bürgschaft der Wittwe von Seiten Benners, dem er halb und halb die Schuld aufbürden will, diesen Vorfall veranstaltet zu haben, oder von Seiten andrer Leute Unannehmlichkeiten zuziehen konnte, daran dachte er nicht.

Um uns früh gegen den Hrn. von Salis einzunehmen, kann er die Zeit nicht erwarten, uns zu sagen, daß die Madame Baviere seine Geliebte gewesen sey. Er macht uns also mit dieser Anekdote bekannt, ehe er noch in seiner Reisebeschreibung die Gränze der Schweiz erreicht hat, und ohne daß wir schon wissen, wer Madame Baviere ist. Aeußerst komisch ist in der Folge die Stelle, wo er sagt (S.

302.) Wer so wie ich das helle klare Fegefeuer vor Augen sahe, und doch nicht umkehrt, sondern mit Entschlossenheit hinein steigen kann, mit der vollen Zuversicht, daß er den Gevatter Beelzebub (nach wessen Lehre ist der im Fegefeuer?) zwingen, das heißt: Vorurtheile, Starrsinn, Hartherzigkeit, Stolz und entschiedenes Mißtrauen besiegen, und bei einem geizigen, prätensionvollen und unbiegsamen Mann sich Dank und Zuneigung verdienen werde — den will ich loben. — Und ich würde den Umkehrenden loben. Aber bei B'n hatte das Umkehren gute Wege. Mit einem nur mäßig gespickten Beutel kehrt sichs so leicht nicht um. Ueberdem, sah er denn das helle klare Fegefeuer so ganz ausgemacht vor Augen? Ein von Hrn. von Salis abgedankter Mann hatte ihm eine mißliche Notiz von Marschlinz gegeben. Darauf hätte auch ein minder flüchtiger und leichtsinniger Mann als B. noch keine Vermuthung eines künftigen Fegefeuers gegründet.

Er faßte die besten Vorsätze, nicht herrschsüchtig zu seyn, und dem Herrn von Salis einen Grad von Eifer, Fleiß und Arbeitsamkeit zu erproben, der demselben gewiß noch nie vorgekommen seyn sollte. Gott wisse es, setzt er hinzu, daß er diese

Vorsätze redlich erfüllt habe. Nun müßte man erstlich auch den andern Theil hören, und zweitens ist doch auch nicht zu vergessen, daß bloßer Fleiß und bloße Arbeitsamkeit noch nicht hinreiche, ein guter Institutdirektor zu seyn. Der Mann in Lindau, welcher ihm die schlimme Idee von Marschlinz beigebracht, hatte ihm gesagt, daß man daselbst geprellt würde; und doch scheint der neue Herr Direktor, da er einige Tage in dem philanthropinischen Wirthshause logiren mußte, an nichts weniger als an Einschränkung gedacht zu haben.

Er hatte sich, zum Theil um die Gießner zu ärgern, schon in Gießen einen Wagen zugelegt, den sein erfinderischer Kopf (S. 282.) mit einem Phädon (das ist verdolmetschet Phaeton) versehen hatte. Dieser Wagen scheint seine Lieblingspuppe gewesen zu seyn. Er fragte den Herrn von Salis, ob er ihn mit nach Bünden nehmen könnte, worauf dieser ja antwortete. Als er nach Bünden kam, fand er, daß man dort nicht fuhr, sondern ging und ritt, ja, daß man wegen der Beschaffenheit des Bodens nicht einmal fahren konnte. Man mokirte sich über sein Fahren, und doch blieb er dabei. Nun das heiße ich eine Puppe! — Allein der ar-

me Mann konnte die Pferde nicht verkaufen. Gesetzt, dies sey so, so konnte er sie ja verschenken, oder er konnte sie zum Reiten behalten.

Bei dem vielen Fahren litt denn doch auch wohl der große Grad von Fleiß und Arbeitsamkeit, dessen gleichen Hr. von Salis noch nie sollte gesehen haben. Er gesteht (S. 319.) selbst, daß dieser Mann sein Mißfallen nicht bergen konnte, so oft er ihn auf den Wagen steigen sah, um einige Stunden der Erholung zu widmen. Ein einzigs Jahr war B. ja nur in Marschlinz. Wenn er nun auch das ganze erste Jahr als ein freiwilliger Einsiedler gelebt hatte, was wäre es mehr? Das hat schon mancher gethan, der sich in ein neues Amt geworfen hat, und ist nicht davon gestorben, sondern die folgenden Jahre haben es ihm reichlich eingebracht.

Er gab, seiner Versicherung nach, täglich sechs bis acht Lektionen, und zwar hauptsächlich solche, zu welchen entweder gereifte Sprachkenntniß (!!) oder Sokratische Lehrart erforderlich war. Aber man wird gar nicht recht unterrichtet, wie die Eintheilung der Lektionen gemacht war. Das Sokratisiren kann leicht übertrieben werden, oder in unnütze Saalbaderei ausarten. Womit beweiset B.,

daß es von ihm nicht geschah. Seine Mitlehrer waren schlecht, sagt er; nach seiner Beschreibung waren sie indessen besser, als mancher Vorsteher großer Erziehungsanstalten sie hat, der sich doch damit durcharbeiten muß.

Als Hr. von Salis auf den Gedanken verfiel, zu Michaelis nach einem halben Jahre, eigentlich den 18. October, eine öffentliche Prüfung veranstalten zu lassen, so arbeitete B. eilf ganzer Tage lang unermüdet, Tag und Nacht, um ja recht Basedowisch auffallend alles zu veranstalten, ungeachtet ihm Salis nichts dieser Art aufgetragen hatte. Unter andern verfertigte er in diesen Tagen ein Gesetzbuch für das Philanthropin, worinn unter andern auch die Pflichten des Fürsorgers (d. i. des Hrn. von S. selbst) aus einander gesetzt waren. Dies Gesetzbuch brachte eine Wirkung hervor, die jedes Kind vorhersehen konnte. Hr. von Salis ward darüber, daß ein eigener Abschnitt im Gesetzbuch für den Fürsorger gemacht war, äußerst aufgebracht, ließ ihn aber hernach dennoch stehen, ohne weiter eine andre als ganz kleine Veränderung darinn vorzunehmen.

Was auf dem Examen eigentlich vorgefallen, erfährt man wieder nicht, dafür aber allerlei andre Sachen, die man nicht zu wissen verlangt. Gelegentlich sagt er einmal, er sey eben im Begriff gewesen, in die erste Frühlektion zu läuten, als er die Nachricht von seines Vaters Tode erhalten, habe aber fortgeläutet. Der Direktor des Philanthropins läutet also in die Stunden? Das ist ja auf andern Instituten das Geschäft eines Aufwärters oder Kalefaktors. Hatte er von selbst dies unsokratische Geschäft übernommen, oder hatte ihm S. es aufgebürdet? Im letztern Fall, wie geht es zu, daß er über diese Unwürdigkeit nicht klagt, da er doch aus so vielen andern Dingen dem Hrn. von S. einen Vorwurf macht? Ich gestehe, ich begreife es nicht.

In Marschlinz lag B's Schriftstellerei. Er schrieb weiter nichts, als den philanthropinschen Erziehungsplan oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlinz, *) Frankfurt am Mayn 1775. 8. Er selbst gesteht, daß, obgleich dieses Werk ihn fast alle seine

*) Ist so wie die Geschichte des Einweihungsfestes (d. i. des Examens) ausführlich und mit großen Lobsprüchen in der Allg. d. Bibl. B. 31. St. 2. S. 344. ff.

Erholungsstunden gekostet, er doch, auf hohen Befehl seines Herrn Fürsorgers, in diesem Buche so viel gelogen habe, als noch kein Schriftsteller; bei leztern versteht sich vor ihm; denn der Verfasser der Bibel im Volkston hat doch noch wohl ein wenig mehr gelogen, als der Beschreiber des Marschlinzischen Philanthropins.

Bahrdt erwähnt hier einer unbedeutenden Brochüre nicht, die wider dies Philanthropin erschien. Es hieß: Schreiben an das Philanthropinum zu Marschlin, und hatte den Professor der Gottesgelahrtheit zu Koppenhagen, Hrn. Balle, zum Verfasser. B. hatte mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit diesen Mann unbegrüßt, unter den Beförderern seines Instituts genannt, an den Aeltern rc. sich wenden könnten. Diese Bekanntmachung nahm Hr. Balle blos in Rücksicht auf B's Heterodoxie sehr übel. Ein Ungenannter ließ hernach mit Vorsetzung des Namens Balle eine neue Auflage davon in Deutschland machen, und fügte einen witzig sein fallenden Brief an Basedow hinzu.

Bahrdt hatte bei seinen 2000 Gulden Gehalt in Marschlinz, ungeachtet aller Prellereien, worüber er klagt, doch mehr erübriget, als vorher irgend anders wo. Ein Beweis, daß es für ihn vortheilhaft

gewesen seyn würde, in der Abgeschiedenheit von Deutschland zu verharren. Aber seine Duldkraft hatte ein Ende, und er war schon entschlossen, mit Frau und Kind bei Nacht und Nebel zu flüchten, und sich auf Gottes Barmherzigkeit nach Deutschland zu begeben. Ganz unvermuthet erhielt er den Antrag zur Superintendentur nach Dürkheim an der Hard. Seinen Auszug aus Marschlinz nennt er in der Ueberschrift des ersten Kapitels des dritten Bandes (denn bis zum dritten Bande bin ich jetzt gekommen) den Auszug Israels aus Egypten. Vermuthlich wird er noch einmal in seinem Leben die aus Egypten ausziehenden Israeliten den schuldigen und drückenden Theil, so wie die Egypter den unschuldigen gedrückten nennen, und alsdann wird diese Ueberschrift müssen geändert werden. In so fern indessen Hr. von Salis seinen Kontrakt wirklich hielt, und B. noch 700 Gulden oder wenigstens 400 Gulden heraus bekam, und dadurch reicher als beinahe jemals war, wäre noch die Frage, ob durch B's schleunigen Abzug jener sich nicht für einigermaaßen gedrückt halten konnte.

Neun=

Neunzehnter Brief.

Der Superintendent in Dürkheim *) und Philanthropindirektor in Heidesheim.

Einen so seligen Tag (Band 3. S. 10.) als derjenige war, an welchem er die Berufung nach Dürkheim erhielt, hat B. seitdem nicht wieder gehabt, hofft ihn auch kaum hier unterm Monde — also vermuthlich dereinst im Monde — wieder zu haben. O des Thoren, der immer nur sein Glück in einem veränderten noch ungewissen Zustande sucht! Wie viel Schönes mag er darüber in seinen Werken zur Beschämung anderer Thoren, seiner Brüder, gesagt haben! In Dürkheim kam er nicht so weit bis ans Wiederwegsehnen; aber wäre hier nicht eine Katastrophe andrer Art erfolgt, gewiß er würde unterm Monde noch einen solchen Tag erlebt haben, als der in Marschlinz war. Er sagt selbst (S. 22.) von sich und seiner Ankunft in Dürkheim: Mein

*) Bahrdt schreibt immer Türkheim.

Glück war das Glück eines Trunkenen, dem nur so lange wohl ist, als sein Rausch dauert.

Immer muß doch B. an jedem Ort, wohin er kömmt, einen Mann finden, den er als einen eingefleischten Teufel schildern kann. In Dürkheim ist dieses nun der meines Wissens noch lebende Hr. Hofrath Rühl. Was sagt er diesem Manne nicht alles nach, z. B. S. 32. daß er von Bauern, welche die Abgaben nicht bezahlen konnten, gesagt habe: „Lassen Sie (der Amtmann) die Kanaillen zum „Teufel gehen! Ha! ha! ha! ha! Ich möchte das „Lumpengesindel sehn. Treiben Sie mir die Exeku„tion aufs höchste. Und wenn die Hunde ganz aus„gezogen sind, dann kommen sie wieder, und amü„siren mich noch einmal mit Ihrer Relation und „einem solchen Thränchen. Ich mags gar zu gerne „sehen, wenn die Leute so weichherzig sind.“ Allerdings wäre derjenige, der unter solchen Umständen solche Worte sprechen könnte, ein höchst abscheulicher Mann. Allein wenn die Umstände etwas anders, und vollends wenn die Ausdrücke nicht völlig so waren, als sie hier stehen; müßte alsdann Hr. R. nicht B'n iniuriarum belangen, und könnte ein anderer als sehr scharfer Spruch erfolgen? Ueber-

haupt wenn Hr. R. der schlimme Mann wäre, wozu B. ihn machen will, so könnte selbst das Wahre, das dieser schreibt, ihm zu einer Klage Gelegenheit geben; denn wo steht es geschrieben, daß ein noch lebender Schriftsteller von einem noch lebenden Manne alles Wahre in die Welt hineinschreiben darf? Unterdessen wird sich B. wohl darauf verlassen, daß er in R's Augen ein viel zu verächtlicher Wurm ist, als daß dieser sich noch auf Klagen oder Rache einlassen sollte.

Die Beschreibung des Aufenthalts zu Dürkheim ist voll von Fadaisen, als irgend ein anderer Theil der Lebensbeschreibung, auch aus eben dieser Ursache etwas langwieriger z. B. S. 45. „das in Marsch„linz geborne Kind erhielt sich in Dürkheim nicht „lange, sondern starb. Funfzehn Jahre früher hätte „ich vielleicht mich überredet, daß der Mangel an „Lutherischer Taufe einige Schuld gehabt habe.“ Vermuthlich soll das ein Lungenhieb gegen die Leipziger seyn, weil er vor funfzehn Jahren noch in Leipzig war. Aber wohl schwerlich ist in Leipzig, wo so manches reformirte und katholische Kind von Lutheranern getauft wird, ohne zu sterben — oder soll ich dafür sagen: ohne am Leben zu bleiben? —

ein Mensch, einfältig genug, zu glauben, daß Lutherische Kinder, die an einem Orte getauft werden, wo kein Lutherischer Geistlicher zu haben ist, sterben müßten.

B. erkläret nirgends deutlicher als in der Entwickelung seiner Dürkheimischen Begebenheiten das System des groben Fatalismus, welches er und der Zopfschulze so sehr vertheidigen, bis beinahe zur Aufhebung aller Moralität vertheidigen. Wie hart klingt es S. 70. „Was kann der Mensch dafür, „wenn ihm ein Gedanke nicht aufstößt?“ Sind es „nicht nothwendige Gesetze, nach denen die Tro- „pfen des Oceans unserer Ideen sich bewegen? „S. 71. Warum mußte der Fürst sich meinen „Marschlinzer Erziehungsplan ausbitten? Warum „mußte Rühl mir sagen, daß der Fürst so eine An- „stalt in seinen Landen sich wünschte? Warum muß- „ten alle diese Umstände sich ereignen, um diese Un- „ternehmung unwiderstehlich reizend zu machen?“ S. 72. „Es ist leider der Strom der Umstände, in „welchen wir alle fortgetrieben werden, welcher „auch mich hier ergriff. Wohl dem, der einen un- „sichtbaren Steuermann glaubt, welcher diesen „Strom und alle, die er umhertrieb, leitet!“ Das Ende vom Liede ist dann, wie gewöhnlich, die Vor-

sehung habe nun einmal gewollt, er solle durch Stürme in das Land verschlagen werden, wo er allein für sich und für die Welt das werden mußte, was er geworden sey. Wenn er doch nur bedenken wollte, auf wie einen kleinen Theil der Welt gerade Er wirkt, denn er wird doch nicht stolz genug seyn, jede Wirkung von respektiver Aufklärung und Verführung in der Welt für Folgen seiner Schreiberei anzusehen?

B. konnte die Anlegung eines Philanthropins durch sich in den gräflich Leiningenschen Landen ganz bequem durchaus verbitten. Kein Mensch würde ihm das verübelt haben. Er selbst aber sagt gar nicht einmal, daß er schwer daran gegangen. Als Superintendent kann er doch nicht leugnen, wenigstens 1000 Gulden gehabt zu haben, ob ihn gleich andere zu 1300 rechneten. Kann davon ein ehrlicher Mann auch sogar ohne solche Einschränkungen, als diejenigen sind, deren B. sich rühmt, mit einer Familie nicht vollkommen leben, zumal in einem wohlfeilen Lande, wie das Leiningische Gebiet ist?

B. ist immer der alte, immer übereilt und vorschnell. Er berechnete (S. 75.) schon seinen Gewinn, und zwar jährlich auf einige tausend Gulden.

Warum machte er solche Schatzgräberrechnungen? Jedes Institut, woraus etwas werden soll, muß klein anfangen, folglich auch anfänglich der Gewinn davon klein seyn. Sobald die Ankündigungen des Philanthropins in die Welt hinein geschickt waren, machte Rühl den ruhigen Zuschauer, und ließ den neuen Direktor nach Gutdünken schalten und walten. (S. 78.) Nun, das war ja recht so, wie ers wünschen konnte. Posaunen helfen soll doch der Fürst und sein Diener wohl nicht? Daß er mit der Urkunde zögerte, worinn Bahrdten das schöne große Schloß von mehr als 50 Zimmern mit allem Zubehör zusichern sollte (wem denn? dem Philanthropin oder B'n?) war ja kein Unglück, und Hrn. Rühl gewissermaaßen nicht zu verdenken. Wir wollen nur den einzigen leicht denklichen Fall annehmen, daß der äußerst unvorsichtige B. gegen irgend jemand das Schloß sein Schloß genannt, oder vom baldigen Ankauf eines Ritterguts, um daselbst den Abend seiner Tage zuzubringen, (S. 76.) gesprochen hatte, so mußte Herr R. ja im Namen des Fürsten so mißtrauisch werden, als er sich hernach zeigte.

Man erstaunt, wenn man nun glaubt, man werde von den ersten Anstalten zur Errichtung eines

Philanthropins lesen, sobald man S. 79. auf die Erzählung kömmt: „Ich kündigte jetzt vor allen „Dingen eine neue Ausgabe meiner berichtigten „Uebersetzung des Neuen Testaments an.“ Nun ja, das war der rechte Weg. Erstlich ward der rechtmäßige Verleger beleidigt. Zweitens wachte das Heer der Schreier wieder auf. Nun war zwar der Abgang sehr groß, und folglich auch die Ausbeute; er selbst rechnet an reinem Gewinn 5000 Gulden; würde sich aber nicht eine gleiche Summe durch ein andres Werk, z. B. ein pädagogisches haben gewinnen lassen?

Das verneute Neue Testament war nur in einigen wenigen Stücken bescheidner, als das Alte; in andern Stücken dafür desto dreister, weil doch die Absicht, Aufsehen zu machen, immer die Hauptabsicht blieb, und weil B's Denkungsart seit der ersten Ausgabe sich wieder viel weiter hinaus ins freie Feld gewagt hatte. Mancher schuldlose und auf Orthodoxie nicht gerade stehender Mann ward doch dadurch zurückgeschreckt, seinen Sohn dem Philanthropin anzuvertrauen, und was auf der einen Seite gewonnen ward, ging auf der andern verloren.

B. gab nicht allein die 5000 Gulden aus, sondern machte auch noch ohngefähr eben so viel Schulden, um alles ins Große einzurichten. Ob dies so schlechterdings nöthig war, fragt sich. Doch die Grundsätze sind verschieden. Ich würde an seiner Stelle die für gefunden zu achtenden 5000 Gulden daran gewandt haben, aber vor der Hand keinen Pfennig mehr.

Eine andere Erweiterung des Plans, daß auch Katholiken ins Institut sollten aufgenommen werden, taugte eben so wenig. Derjenige, der sich zum katholischen Lehrer anbot, hat, nach B's eigener Erzählung, nicht sowohl am Sturz des Philanthropins, als nur an dem Unglück des Direktors Schuld, wiewohl dieses Unglück sich gar nicht hätte ereignen können, wenn die zweite Ausgabe der Testamentsübersetzung durch die Hände des alten Verlegers gegangen wäre. Zwar leugnet B. und dies macht ihm Ehre, daß er Katholiken habe aufnehmen wollen; *) allein er machte doch dem Prediger, der sich zum katholischen Lehrer anbot, Hoffnung, ihn anzunehmen, wenn sich katholische Eleven

*) Es widerspricht aber folgende Stelle S. 86. „Nun „fehlte mir noch ein Lehrer für katholische Zöglinge."

melden würden, und dies war denn so gut, als wenn der Plan wirklich auf Katholiken ausgedehnet wäre; denn jener Prediger fing nun an zu werben, nahm im Voraus den Professortitel an, das Gerede davon kam ins Publikum u. s. w.

Er ging weiter, würde aber nicht weiter gegangen seyn, wenn B. nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, auf einer Reise bei ihm einzukehren. Am Tage, da die Lektionen ihren Anfang nahmen und B. eben abwesend in Dürkheim war, (sonderbar! am ersten Tage der Lektionen!) wollte er sich mit Gewalt in die Lehrerzahl eindringen, und ging, B'n Rache drohend, davon.

Alle diese Unbequemlichkeiten hätten unterbleiben können, wenn B. bekannt gemacht hätte, vor der Hand blos protestantische Kinder aufnehmen zu wollen. Es ist überhaupt eine sonderbare Anmaßung der beiden Philanthropine zu Dessau und Heidesheim gewesen, daß sie gleich vom Anfang an für die ganze Welt seyn wollten. Basedow erbot sich, meines Wissens, auch Juden anzunehmen; ob er sie wirklich angenommen hat, weiß ich nicht. Er bedachte aber nicht, wie wenig Juden in christliche Schulen bis jetzt passen, wie viele Klagen sie an-

bringen, und wie viele Klagen über sie geführt werden. Es wird die Zeit kommen, wo Juden mit Nutzen, zugleich aber auch mit gänzlicher Hintenansetzung ihrer Volksvorurtheile christliche Schulen besuchen werden; aber bis jetzt ist sie noch nicht gekommen. Die Christen sind seit mehr als funfzig Jahren an vielen Orten tolerant genug, Juden aufzunehmen; aber manche Schulen sind wegen der vielen daraus entstandenen Uebel gänzlich wieder davon abgegangen, und die Gründe, die sie dagegen anführen, sind nichts weniger als unerheblich. Dies mag beiläufig erinnert seyn.

B. mußte vornehmlich Hn. Rühl zum Freunde zu behalten suchen. Als dieser im Namen des Fürsten einiges Mißtrauen gegen ihn geäußert hatte, so schrieb B. ihm ein derbes Billet. Das Beiwort derb ist vielleicht noch zu wenig; denn so wie B. uns dasselbe jetzt liefert, hat es nicht viel Autorität für sich, und doch ist es noch derbe genug. Wahrscheinlich war es ein gutes Theil impertinenter, weil die ganze Stadt nebst dem Hofe darüber in Allarm gerieth. Dennoch besänftigten wenige Worte des Grafen den so unleidlich beschriebenen Rühl, und das Philanthropin hatte seinen Fortgang. Man

findet auch wirklich in B's Erzählung nicht, daß R. es besonders chikanirt habe, sondern er selbst beschreibt den katholischen Pfarren Weimar, mit dem er sich unbesonnenerweise eingelassen hatte, als den Urheber seines ganzen Unfalls.

Ohne Offenbarung kann B. nicht wissen, was Weimar mit dem Weihbischof zu Worms gesprochen hat. Aber er erzählt uns wirklich (S. 129. ff.) das ganze Gespräch wörtlich, und will, daß wir den Weimar auf den Inhalt dieses Gesprächs verdammen sollen. Viel verlangt, ob er gleich aus eines Domherrn Munde den Hauptinhalt haben will!

Das Neue Testament B's ward nun im Wormsischen konfiscirt. B. machte dies in seiner pädagogischen Zeitung bekannt, und setzte 6 Ausrufungs- und 6 Fragezeichen hinterher. Das kann man einem Leipziger Magister höchstens, aber nie einem Superintendenten zu gute halten. Er muß doch selbst gestehen, daß diese einfältige unnütz vervielfältigte Interpunktion sein Unglück habe machen helfen.

B's Phantasie hatte ihm die neuen von ihm angenommenen Lehrer mehrentheils zu gut vorgespiegelt. Er fand, (S. 137.) statt würdiger Männer, äußerst verdorbene Menschen. Dies sagt er so unbestimmt hin, macht aber hernach einige Ausnahmen, deren Anzahl auf viere steigt. Sein Hauptfehler war gewesen, daß er die Leute unbesehen nahm. Dies thut man mit keinem Lakaien, mit keiner Dienstmagd; wie wollte man es mit einem Jugenderzieher thun? Aber man hatte ihn in Erfurt und in Gießen unbesehen genommen; folglich hielt er sich vielleicht für verbunden, aus Dankbarkeit gegen das Schicksal ein gleiches zu thun. Einige kabalirten gegen ihn. Diesem Schicksal wird nie ein Vorgesetzter entgehen, der zusammengeraffte Untergebne hat. Ein Stifter eines neuen Instituts kann weiter nichts thun, als daß er diejenigen, die sich ihm anbieten, erst sieht, und wenn er mit ihnen betrogen ist, sie sich nach und nach vom Halse schafft. Aber bei B'n sollte alles gleich gedeihen.

Das Philanthropin mußte schon früh seine eigene Druckerei haben, die B., weil seine Gehülfen ihn wenig unterstützen konnten, allein mit Arbeit versorgen sollte, worüber er theils ins Schmieren

fiel, theils dennoch nicht so viel liefern konnte, als die Druckerei brauchte.

Die Medisance regte sich, und er ärgerte sich darüber. Ein Theologe aus einem der hellsten Monate von B's Kirchen- und Ketzerallmanach hält die Medisance für eine sehr nützliche Veranlassung zum Guten. B. scheint sie, so bald ihn der Tadel trifft, nicht dafür zu halten.

Das Philanthropin mußte wöchentlich eine Assemblee haben (wozu?). Da kamen fremde Frauenzimmer von zweideutigem Ruf, denen man das Mittanzen nicht verwehren konnte, und verschlimmerten den Ruf des Philanthropins. Aber wer war Schuld? der Herr Fürsorger. Mußte durchaus eine Assemblee da seyn, so war es doch in den ersten Jahren des Instituts nicht gleich nöthig.

Ueber Empörungen der Eleven klagt B. nicht. Fanden sie statt, so waren die von ihm, wie von Basedow, beliebten Uniformen daran Schuld. In vernünftig eingerichteten Instituten ist alles, was einer Uniform ähnlich sieht, verboten (wohin z. B. die umgekehrten Schlafröcke gehören), um das Erkennen der etwa Ausschweifenden zu erleichtern. Die Philan-

thropine kehren es um, und kleiden ihre Zöglinge so, daß einer vom andern bei dergleichen Gelegenheiten nicht zu unterscheiden ist. Ist es hernach ein Wunder, wenn die Thäter irgend eines dummen Streiches nicht auszumitteln sind?

Daß ihm die Aufrechthaltung der Ordnung unter Lehrern und Schülern Mühe machte, daß er mit der Einrichtung der Lektionen Noth hatte, daß er bei den vielen ökonomischen Geschäften nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, das ist alles so natürlich, daß es seiner Klagen darüber nicht einmal bedarf, die er so reichlich in den Busen des Lesers ausschüttet. Dieser darf ihn aber dagegen fragen: Warum dehntest du dich gleich anfänglich so weit aus? Warum machtest du nicht dein Institut durch Abweisung eines oder des andern Subjekts, von welchem nichts als Aergerniß zu erwarten war, respektabel? Warum befaßtest du dich mit der Oekonomie, mit dem Buchhandel und mit der Gastwirthschaft? Alles doch nur, um jähling reich zu werden?

Als sich (S. 188.) eine ökonomische Gesellschaft anbot, ihm den größten Theil der Last abzunehmen, und Gewinn und Verlust (über den ver-

dammten Gewinn und Verlust!) in gewissem Maaße mit ihm zu theilen, so ging er den Vergleich ein, aber er sah seine Hoffnungen nicht erfüllt. Warum accordirte er aber nicht lieber mit den Leuten im Ganzen, und begnügte sich mit dem mäßigen Vortheil, der ihm alsdann sicher übrig blieb?

Nunmehr kam er nach seinem eigenen Ausdruck (S. 197.) auf den desperaten Entschluß, eine in vier Monaten zu endigende Reise nach England und Holland zu thun, um daselbst Zöglinge zu werben, welche besser bezahlten, als die Pfälzer. Dahin ging er à la Moritz *) mit ziemlich leerem Beutel, d. i. mit zwei Gulden und funfzig Kreuzern, und ohne die geringsten sichern Aussichten. Er redet hier wieder ein Langes und Breites von der unvermutheten Hülfe, die ihm oft die Vorsehung wiederfahren lassen, bedenkt aber nicht, daß sein tolles Unternehmen dadurch im geringsten nicht gerechtfertigt wird. In Frankfurt am Main war er mit fünf und zwanzig Kreuzern angelangt, als ihn ein ehrlicher Hebräer erkannte, ihn mit einem neuen Sammtrocke, einem herrlichen Ringe und hundert Gulden Reisegeld versah. Diese Wohlthätigkeit

*) M. s. B. 4. S. 171.

des Juden erzeugte einen sonderbaren Gedanken in B., den man schwerlich im Voraus würde vermuthen können. „Was bedarfs,“ so dachte er, „des positiven Krams? wozu der Offenbarung, „wenn die menschliche Natur den Stoff der Wahrheit und Seligkeit in sich selbst hat?“ Wahrlich, ein ganz neuer Beweis von der Entbehrlichkeit einer Offenbarung.

In Mainz (S. 228.) bot ihm ein Unbekannter eine Pfründe von 1000 Louis'dor, hernach nur (S. 234.) ein jährliches Einkommen von 5000 Gulden an, wenn er katholisch werden wollte, aber er widerstand (ungeachtet die protestantische Kirche bis jetzt undankbarerweise dieses sein Treubleiben nicht belohnt hat) muthig und standhaft. In Köln (S. 249.) ließ ihn eine Dame invitiren, und er ging, vom Wirthe gewarnet, nicht zu ihr. Du frommer Kölnischer Wirth, wärst du doch unserm Helden eine Anzahl Jahre früher in der Hainstraße zu Leipzig erschienen, und hättest ihn von jenem unglücklichen Besuche zurückgezogen!

In Holland gefiels Bahrdten anfangs gar nicht. Man war ihm zu rechtgläubig, und besonders hatte man gar nicht Lust, ihm Geld zuzuwenden. Eine

Gesell=

Gesellschaft von Philosophen oder hellen Köpfen von ohngefähr funfzig Personen entschädigte ihn dafür, wo er gleich beim ersten Eintritt gefragt ward, obs in Deutschland noch = = = gebe, die eine Dreieinigkeit glaubten. An der Stelle, wo jetzt die Strichelchen stehen, sollte vielleicht Strohköpfe oder ein anderes Schimpfwörtchen stehen, das der bescheidene B. nur nicht hat hinsetzen wollen. Alle andere Fragen *) an ihn waren von ähnlicher Art und enthielten lauter Satyre auf Dogmatik und Priester = Despotismus; bald hernach fanden sich auch einige Rekruten für das Philanthropin.

In Leiden ließ er sich bei dem alten Schultens melden, der deutsch sprechend eingeführt wird, und der lieben Theologie (S. 294.) mit einer Herzlichkeit spottete, daß sein Gast ganz dadurch entzückt ward. Außer der Theologie kam auch der Ritter Michaelis an den Tanz. Schultens versicherte, M. wisse vom Hebräischen nicht mehr als ein Tertianer von der Sprache des alten Römers. Was für ein Labsal mußte das für denjenigen seyn, den ehemals

*) B. hat uns zu erzählen vergessen, in welcher Sprache diese Fragen geschahen. Er verstand kein Holländisch, Englisch und Französisch. Sollten denn die Holländer Deutsch gesprochen haben?

M. in wahrer Tertianergestalt dargestellt hatte! Fast scheint es, B. halte den Schultens, den er gesprochen, für den berühmten Schultens, der in der Arabischen und Hebräischen Sprache so viel geleistet hat, und von dem wir die Kommentare über den Hiob und über die Sprüchwörter haben. Wenn das so ist, so irrt er sich trefflich; denn der ist bekanntermaßen schon 1750. gestorben. Der Sohn ist ein vielminder berühmter Mann, der sich auch nur wenig gezeigt hat.

Nachdem er in London angelanget war, machte er viele Bekanntschaften, unter andern auch mit dem deutschen Prediger Hn. Wendeborn, der sich mit Wärme fürs Institut verwandte, und ihm die Englischen Freudenmädchen kennen lehrte. Wir wissen jetzt aus Hrn. Wendeborns Protestation in den politischen Zeitungen, daß dieser alles, was B. in Ansehung des letztern Punkts erzählt hat, ableugne. Also sollte B. hier gar im Volkstone geschrieben, ich will sagen, gelogen haben? das wäre doch auch entsetzlich. Oder setzte er voraus, seine Erzählung würde vor Wendeborn ein Geheimniß bleiben? aber wie konnte er das voraussetzen? Kurz, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es wäre mehr als Bahrdtische Unverschämtheit, so etwas zu erdichten; und eine ganz wahre Sache abzuleugnen,

sieht Hn. Wendeborn wieder nicht ähnlich. Wenn sie indessen von diesem der Wahrheit zuwider abgeleugnet wäre, so ist B. noch immer nicht außer Verantwortung, daß er durch sein unbesonnenes Erzählen einen sonst wackern Mann zu einem schlechten Schritt vermocht hat.

In London ward er auch in die Freimaurersocietät aufgenommen, der man zu so einem würdigen Mitgliede nicht anders als Glück wünschen kann. Die dadurch entstandenen Verbindungen hatten nebst andern Dingen so viel Reiz für ihn, daß er in England geblieben seyn würde, wenn ihn nicht der reiche Gewinn (S. 364.), den er in Heidesheim zu ziehen hoffte, nach Deutschland zurückgenöthigt hätte.

Zwanzigster Brief.

Dürkheimer Katastrophe.

Mit drei Wägen von jungen Leuten aus England, Holland und vom Niederrhein näherte sich B. seinem Philanthropin wieder, als er auf einmal in Oppenheim in der politischen Zeitung las, daß er durch ein Reichshofraths-Konklusum von allen sei-

nen Aemtern suspendirt sey. Heldenmüthig verbarg er sein Erstaunen und zog triumphirend in Heidesheim ein. In vier Wochen wurden schon die Englischen und Holländischen Kinder zurück gefordert, weil der Ruf von dem Konklusum bis dahin erschollen war.

Oeffentlich und gradezu wollte man sich für ihn nicht verwenden. Man wählte also den Weg des Supplicirens, sowohl von Seiten des Hofes als von Seiten der Gemeine; aber B. selbst supplicirte nicht. Würde ihn dies wohl beschimpft haben? Immerhin mag der Reichshofrath (wie auch der selige Semmler beständig frei behauptet hat) zu weit gegangen seyn. Man muß sich oft gegen niedrigere Gerichte demüthigen, und verwindet den Schmerz davon. Er konnte ja einige Unvorsichtigkeit zugestehen, er konnte sich den unvorsichtigsten Menschen auf Erden nennen (ganz Unrecht würde er so nicht gehabt haben). Statt der Supplik bat er um Kommunikation der Klage (nachdem der Spruch schon geschehen war; das hieß ja dem Gericht sein verkehrtes Betragen vorhalten), und erhielt keine Antwort, sondern es erfolgte an deren Stelle das Endurtheil, daß er aller seiner Aemter entsetzt sey, und im Nichtwiederrufungsfall das-

deutsche Reich meiden sollte. Dagegen hätte sich nun B. mit mehrerem Rechte an das Corpus Evangelicorum wenden können, als Piderit es ehemals gegen Semmlern that, und man würde sich gewiß seiner angenommen haben. Aber B., an das Aufsehnmachen gewohnt, schickte lieber ein an den Kaiser gerichtetes Glaubensbekenntniß nach Berlin, das man daselbst, wie er zu verstehen giebt, mit etwas zu großer Eilfertigkeit drucken ließ, dadurch war dem Fasse dann freilich der Boden ausgestoßen, und er würde nun hinterher wohl kaum beim evangelischen Korpus Hülfe gefunden haben.

In die Preußischen Staaten wollte er einmal. Semmler widerrieth ihm Halle; Teller, wie es scheint, nicht. Hatte er das Glaubensbekenntniß schon gelesen, so war des erstern Widerrathen sehr begreiflich. Aber genug, B. wollte einmal in die Preußischen Staaten, um dort recht frei von der Leber weg zu schreiben, und Semmler predigte tauben Ohren. Wie leicht war es, sich ins Französische Gebiet zu entfernen! das konnte allenfalls mit Sack und Pack und am hellen Tage geschehen. Sein Vermögen war ja nicht konfiscirt. Aber es heißt von einigen Leuten: sie lieben die Finsterniß mehr, als das Licht, oder wenigstens das Auffal-

lende mehr als das Gewöhnliche und Alltägliche. Wäre B. fein in der Nähe geblieben, so hätte er seines Vermögens besser wahrnehmen können, das nach seiner Versicherung, jedoch mit Ausschließung der Schulden, in 11000 Gulden, die im Philanthropin steckten, und in 1000 Rthlr. bestand, deren Werth im Superintendentenhause in Dürkheim noch anzutreffen war. Im Französischen Gebiete war er sicher, und der Graf, der selbst unter Französischer Hoheit Besitzungen hatte, würde ihm höchst wahrscheinlich daselbst einen sichern Aufenthalt gestattet haben. Daß er dem Fürsten vor seiner Abreise nicht noch persönlich aufwartete oder aufwarten durfte, scheint sehr bedenklich.

In Dienheim, einem Pfälzischen Dorfe, ohnweit Oppenheim, ward B., nachdem ihm ein Sekretair des Grafen 400 Gulden als einen Reisepfennig ausgezahlet hatte, auf einmal arretirt. Diese Arretirung möchte er gern auf Hrn. Rühl schieben, weil dieser sich erkundigt hatte, zu welcher Stunde B. in Dienheim eintreffen würde; aber wir erfahren den weitern Zusammenhang dieser Gefangennehmung nicht. Sein ehemaliger Haushofmeister aus dem Philanthropin hatte sich zum Arrest erboten, wenn man B'n auch arretiren woll-

te, und so hatte man ihn arretirt. Das scheint eher ein Streich des katholischen Priesters zu seyn, der nicht Professor werden sollte; und sollte Rühl mit dem unter der Decke gespielt haben?

Ein und zwanzigster Brief.

Halle mit seinen Leiden und Freuden.

Endlich kömmt B. (im Anfang des vierten Bandes S. 17.) nach Halle. Daß dort alles † † † vor ihm gemacht (S. 18.), ist wohl kaum wahr. Die Titelvignette stellt Kinder, mit Fingern auf B'n. zeigend, vor. Er selbst ist mit Pferdefüßen vorgestellt; da ist also einmal etwas gemalt, daß die Leute nicht sehen, sondern nur zu sehen glauben. Ein Prediger mit einem runden Priesterkragen (dergleichen trägt man in Halle nicht) hält (nach Bennerscher Art) einen Hut vors Gesicht. Diese Vignette treibt also die ohnehin große Uebertreibung noch weiter.

Herr Eberhard war von dem Berlinischen Hn. Teller angewiesen, B'n ein Quartier zu verschaffen. Das hatte er gethan; aber er stimmte in den Ton

seiner Klagen nicht mit ein, und hatte ihm eine Wohnung gemiethet, die ihn zum immerwährenden Bettler zu bestimmen schien. Dies Logis nahm B. also nicht an, sondern miethete sich in ein Haus ein, wo Hr. Semmler sein bekanntes Erziehungsinstitut gehabt hatte. Man versprach von Berlin aus, B'n zu unterstützen, und machte ihm zwar zu 300 Rthlr. Hoffnung, aber man gab sie ihm (wider sein Erwarten) nicht mit einmal, vermuthlich weil man glaubte, viel Geld mit einmal sey bei ihm nicht angewandt. Er will in allem aus Berlin 400 Rthlr. erhalten, und hernach die Fortsetzung der Wohlthat verbeten haben.

Allen seinen in Halle geschriebenen Büchern giebt er das größte Lob, vergißt auch bei den meisten nicht, anzumerken, was sie ihm eingebracht haben. So brachte ihm z. B. die kleine Bibel, die Mylius in Berlin verlegte, für jeden Bogen 1 Louisd'or, folglich zusammen 60.

Daß Hr. von Zedlitz ihn nicht eifriger unterstützt oder vielmehr ihn zuletzt fallen lassen, davon schiebt er die Schuld allein auf Hn. Semmler. Da thut er aber Semmlern wohl zu viel Ehre. Von dem ließ Hr. von Z. sich gerade am wenigsten leiten. Vermuthlich faßte er selbst nach und nach eine nach-

theilige Idee von B. an deren Erregung dieser selbst wohl die meiste oder gar alle Schuld hatte.

Der einzige wahre Freund, den er anfangs hatte, war Herr Trapp. Dieser bot sich ihm sogar an. Wer weiß das nicht zu erklären? Trapp war Semmlers abgesagter Feind, hatte das bekannte grobe Schreiben an ihn ungestraft drucken lassen. Schon um Semmlern zu ärgern, konnte der einen solchen Schritt thun.

Wundern muß man sich, daß B. seiner Reise nach Berlin fast gar nicht erwähnt. Man soll ihn dort beinahe durchgehends kalt empfangen haben, und noch jetzt von seinem moralischen Werth nicht viel halten.

Von seinen Collegien und deren Beifall spricht er sehr selbstgefällig. Wie leicht ists, aus mehreren Ursachen, für einen Mann von solchen Gaben, akademischen Beifall zu erhalten? und für einen Mann obenein, der so viel Dreistigkeit hat, die dem Burschen willkommen ist? Aber nun Beweise von dem wirklichen Nutzen, den diese Vorlesungen gestiftet haben, (denn den Hrn. v. Lamprecht giebt er nur für seinen Privatschüler aus,) wo bleiben die? Hat ihn der Prorektor (S. 98.) wegen der Eintreibung der restirenden Kollegienschulden schikanirt und

geäfft, so ist das freilich nicht artig; aber nach meinem Geschmack muß man auch in Einforderung der restirenden Kollegiengelder nicht zu strenge seyn. In Halle ist diese Strenge von jeher (einige Juristen ausgenommen) am wenigsten Mode gewesen. Das Hr. B's ewige Bedürfnisse sich damit etwas schlecht vertrugen, glaube ich wohl.

Nach so vielen gescheiterten Geldprojekten war B. noch nicht klüger geworden, und ließ sich, wider Trapps Rath, mit der Buchhandlung der Gelehrten ein. Seinen dabei erlittenen Schaden berechnet er (aber man kennt seine Berechnungen schon) auf 400 Rthlr.

Doch Schade für das Zeitliche! In Halle kam B. endlich zum völligen Durchbruch und zur Reife. Die letzte Hauptbedenklichkeit, die ihn bisher vom Unglauben zurückgehalten hatte, schwand (S. 113.) und er sah die klare Möglichkeit ein, daß Christus sein Lehrgebäude aus den Schriften der Griechischen Weisen gelernt und zusammengesezt haben könnte. Hierauf läßt sich wohl nur mit 6 Ausrufungs- und 6 Fragezeichen antworten. Wer will, mag eine Disputation de Christi eruditione Iudaica, non Graeca dagegen schreiben. Die allerletzte Sterbeglocke seines Glaubens schlug, als Trapp die Worte sprach:

Ei, ei, Bahrdt glaubt an Offenbahrung. Hören Sie, Büttner, der Bahrdtius ist noch ein Gläubiger. Auf ganz ähnliche Art hörte mancher auf, einen Teufel zu glauben, den er von Kindesbeinen an geglaubt hatte, blos weil man ihm zurief: Pfui, schämen Sie sich! wer wird einen Teufel glauben? Bald darauf widerrief er in der Vorrede zu der dritten Ausgabe seines Neuen Testaments alle seine vor dem Durchbruch geschriebene Schriften, d. i. alle bis auf das Glaubensbekenntniß inclusive. Die kleine Bibel wird wohl in die Zeit der Morgendämmerung gehören; denn in den Widerruf war sie nicht mit einbegriffen.

Von seiner nunmehr erfolgenden Travestur der Bibel (Bibel im Volkstone und deren Fortsetzung unter dem Titel: Ausführung des Plans und Zwecks Jesu) spricht er im Tone der wärmsten Vaterliebe. Schwerlich wird ein Mensch auf Erden seyn, welcher ihm glaubt, er habe dies Werk darum geschrieben, um das Christenthum (S. 123.) selbst unter den Philosophen wieder zu Ehren zu bringen. Beiläufig droht er, die Apostelgeschichte auch noch zu travestiren (S. 128.)

Für mich war es eine Neuigkeit, daß er sich S. 129. als den Verfasser des zu Züllichau erschie-

nenen Magazins für Prediger, nämlich des größten Theils der ersten fünf Bände, bekannt. Es thut mir nun leid, daß ich diese Predigtentwürfe, die freilich ohnehin nicht in mein Fach gehören, nicht näher angesehen habe. Die rechtgläubigsten Pfarrer haben sie gebraucht, sagt er. Das kann wohl seyn; zumal, wenn er den Schein der Orthodoxie angenommen hat. Es ist auch dann weiter kein Wunder. Hätte er sich indessen genannt, so würde man diese Entwürfe so gut für eine Fratze gehalten haben, als das Systema theologiae Lutheranae orthodoxum. Die Erzählung von den Schwierigkeiten, welche über den Druck des letztern ihm erregt wurden, nimmt mehrere Seiten ein.

In der Geschichte des Kirchen- und Ketzerallmanachs (S. 144.) sind große Lücken. Ich erwartete z. B. zu lesen, woher die vielen Ausfälle auf Liefländische Gelehrte gekommen. Mir kam dies immer vor als ein aus dortigen Gegenden eingeschickter Beitrag, den sich B. ausgebeten haben mochte. In der zweiten Ausgabe (Sie verstehen mich, was ich damit meine) waren mir die Ausfälle auf Prediger im Magdeburgischen viel erklärbarer.

Ich bin es schon lange überdrüßig, meine Meinung von B's häuslichen Zänkereien zu sagen. Ein

Moralist ist zur Geduld wie zum Nachgeben verpflichtet; und wer sich die Kraft zutraut, das Publikum zu bessern und umzuändern, sollte davon in seinem eignen Hauswesen die Probe geben, oder er ist ein Pfuscher. Seine Frau kann viele Fehler haben, aber welche Frau hat sie nicht? Es scheint doch, als wenn sie unter seiner Zucht fehlerhafter geworden sey. Doch kein Wort mehr davon! So etwas gehört ohnehin nicht fürs Publikum, und allenfalls mag ihr Bruder, Herr Volland, das berichtigen.

Eben so wenig will ich Sie mit der Beurtheilung der Gartenstreitigkeiten behelligen, und allem, was dem im vierten Bande noch ähnlich ist.

Die Vertheidigung seines Einfalls, am Sonntage für Studenten und bürgerliche Personen die Moral zu lesen, hat mich nicht überzeugt. Da seine Moral doch gegen den öffentlichen Kanzelvortrag sehr abstechen mußte, und eine Art von Satyre darauf scheinen konnte, so kann man den Theologen ihre Machinationen nicht verdenken, die sie dagegen versuchten. Uebrigens scheint B. selbst zu glauben, daß, wenn die Sache bis an Friedrich den Großen gelangt wäre, Er den Sonntag dazu nicht würde bewilligt haben.

Wie sich nun einmal alles gegen den armen Bahrdtius verschwören muß, so thaten dies auch die Arbeiter an dem Kampischen Revisionswerke, als dessen Mitarbeiter er angenommen und bekannt gemacht worden war. Sie fanden an seinem eingeschickten Aufsatze so viel auszusetzen, daß er von der Theilnahme zurücktrat, so sehr auch Kampe dies bedauerte, oder wenigstens zu bedauern versicherte.

Da B. uns so sehr fleißig erzählt, welche unter seinen Büchern das meiste Glück gemacht haben, so hätte er billig auch erwähnen sollen, daß sein Wörterbuch über das Neue Testament dessen sehr wenig gemacht hat. Die Idee, das Griechische allenthalben mit Deutschen Buchstaben drucken zu lassen, welches nur dazu dienen konnte, daß manchmal ein Ungelehrter sich den Schein der Bekanntschaft mit dem Grundtexte gab, ist allgemein gemißbilligt worden. Unser R. wollte das Buch ganz durchstudiren, ist aber, wie er mir schreibt, dabei ermüdet. Ueber den Kaltsinn, womit sein Sittenbuch fürs Gesinde aufgenommen ist, wundert er sich ausdrücklich; er könnte aber leicht wissen, daß die meisten Herrschaften gegen das Lesen des Gesindes eingenommen sind, und viele das ungereimte Vorurtheil haben, daß das Gesinde nicht weiter zu bringen sey, als an das Porstische Gesangbuch und an den Kubach.

Seine Gefängnißgeschichte hat B. in einem eigenen Buche beschrieben, das etwas apokryphisch ist. Man erwartete in dieser Lebensgeschichte Nachträge dazu, aber man hat sich geirrt. Also bleibt man in der vorigen Dunkelheit.

Dafür erzählt er uns mit gehörigen Reservationen die Geschichte seines Christinchens, die Herr Volland im Voraus berichtigt hat. Den Namen Christine hinzu zu setzen hat er weislich vermieden. Er ertheilt ihr die größten Lobsprüche, z. B. (S. 258.) daß sie für drei Mann gearbeitet habe.

Ferner verklagt er den Professor Tiling zu Mitau, wegen ihm noch restirender 150 Rthlr. beim Publikum, vor welchem Hr. Tiling schwerlich Recht nehmen wird.

Endlich schließt er seine Lebensgeschichte mit einer ausführlichen Erwähnung seiner Händel mit Pott, woraus ich einiges schon in einem meiner vorigen Briefe angeführt habe. Höchstens erhellet aus dem weitläuftigen Gerede so viel, daß P., der B'n Vater, so wie dieser ihn Sohn nannte, sich etwas unartig emancipirt hat. Wir sind es aber schon gewohnt, daß B. immer mit denen am heftigsten zerfällt, für die er im Anfang am meisten eingenommen ist; und so oft eine neue Geschichte dieser

Art kömmt, fragt man: Ei, ist er dann noch nicht durch Schaden klug geworden?

Uebrigens ist seinem animalischen Menschen der Magdeburgische Arrest so gut bekommen, daß er sich nun zehn Jahr jünger fühlt. Daß er hingegen von Seiten des Muthwillens unverändert geblieben ist, zeigt unter andern seiner neuern Schriften sein äußerst sittenwidriger Anfall auf den Ritter von Zimmermann. So wenig ich diesen Mann und seine wirklichen Grobheiten vertheidigen will, so sehe ich doch nicht, womit er es verdienet hat, gerade von Bn. gemißhandelt zu werden. Was er von ihm gesagt hatte, waren doch wirklich nur Kleinigkeiten. Auch in Bahrdt mit der eisernen Stirne, in so fern dieser von Zimmermann herrührt, ist er am glimpflichsten unter allen beurtheilt. Ich lasse jetzt Trapps Schreiben an Semmler aus einem Bande, wo es unter andern Piecen steht, ausreißen und mit der Schrift gegen Zimmermann als einen wahren Zwillingsbruder zusammen binden. Dann will ich par nobile fratrum darauf schreiben. Lassen Sie uns jetzt von beiden auf lange Zeit Abschied nehmen!

Ich ꝛc.

X.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laukhard, Friedrich Christian,

Freimüthige Briefe über Doktor Bahrdts eigne Lebensbeschreibung

Berlin und Leipzig 1791

Biogr. 53
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061513-1
VD18 11104163